Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee

Jahrbuch 2011

Jahrbuch 2011
Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee

Herausgegeben vom Uferschutzverband
Thuner- und Brienzersee UTB
mit finanzieller Unterstützung durch
SWISSLOS / Lotteriefonds Kanton Bern

SWISSLOS
Lotteriefonds
Kanton Bern

Selbstverlag des UTB

Verantwortlich für die Redaktion:
Gisela Straub und Ernest Wälti

Layout: Thomann Druck AG Brienz
Grundschrift: Frutiger light
Umschlag: Dittligsee, Foto: Andreas Fuchs

Satz, Druck: Thomann Druck AG Brienz
Buchbinderei: Schlatter AG Bern

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2011 by UTB
Jede Art der Vervielfältigung ohne Genehmigung des UTB ist unzulässig.

FSC
www.fsc.org
MIX
Aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C016568

So eine Arbeit wird eigentlich nie fertig.

Johann Wolfgang Goethe

Organisation 2011

Vorstand

Andreas Fuchs, Interlaken	Präsident
Peter Zingg, Unterseen	Vizepräsident
Ulrich Blunier, Gunten	Fachinstanz Finanzen
Andreas Huggler, Brienz	Fachinstanz Landschaft/Kulturlandschaft
Anita Knecht, Gwatt	Fachinstanz Kommunikation/Landschaft
Hansjürg Wüthrich, Thun	Fachinstanz Kommunikation

Beirat

Walter Bürki, Oberhofen
Christoph Diez, Grosshöchstetten
Johann Gimmel, Beatenberg
Marianne Hassenstein, Steffisburg
Ingrid Hofer, Unterseen
Emil Huggler, Niederried bei Interlaken
Markus Niklaus, Hünibach
Peter Santschi, Brienz
Christian Siegenthaler, Gsteigwiler
André Sopranetti, Einigen
Rudolf von Gunten, Ringgenberg
Ernest Wälti, Bönigen
Marco Wälti, Därligen
Hans-Ulrich Wenger, Längenbühl

Rechnungsrevision

Rudolf Bachmann, Matten bei Interlaken
Peter Heim, Wilderswil
Dominik Nyffenegger, Goldswil (Ersatz)

Bauberatung

Christian Gafner, Spiez	Gemeinden Thun, Hilterfingen, Oberhofen, Sigriswil, Interlaken, Seen im Thuner Westamt
Christina Thöni-Kaufmann, Brienz	Gemeinden am Brienzersee
Oliver von Allmen, Interlaken	Gemeinden Därligen, Leissigen, Spiez, Krattigen, Beatenberg (Sundlauenen), Unterseen

Geschäftsstelle des Uferschutzverbandes Thuner- und Brienzersee

Seestrasse 2, 3600 Thun
Tel. 033 222 87 15, Fax 033 222 87 27
info@u-t-b.ch, www.u-t-b.ch

Inhalt

Geschäftsteil

Jahresbericht des Präsidenten 9

Protokoll der Generalversammlung UTB 2011 13

Berichte der Bauberater 19

Dr. phil. nat. Peter E. Zingg
Naturschutzgebiet Weissenau-Neuhaus 39

Hans Fritschi
Wasservogelzählungen vom Thuner- und Brienzersee 44

Neue Mitglieder 47

Sponsoren 48

Natur

Martin Jutzeler
Landwirtschaft im Berner Oberland 51

Vier Betriebsspiegel
Familie Ueli und Marlis Balmer 67
Familie Klaus und Marianne Brenzikofer 75
Familie Bernhard und Barbara Fuchs & Familie Angelika Stähli 85
Familie Eduard und Barbara Schär 95

Claudia Schatzmann und Adolf Urweider
Regionales Landschaftsentwicklungskonzept R-LEK 105

Sibylle Hunziker
200 Jahre landwirtschaftliche und ökologische Forschung
rund ums Bödeli 133

Heini Hofmann
Orchideen – Blumengedichte der Natur. Die Königskinder
der Blütenpflanzen rund um Thuner- und Brienzersee 155

Kunst / Sprache

Das Interview mit dem Geiger Alexandre Dubach 179

Prof. Dr. Benedikt Horn
Dialekte am und rund um den Thuner- und Brienzersee 191

Brauchtum

Heini Hofmann
Hohe Zeit – Hochzeit – höchste Zeit
Amüsantes über Heiratsbräuche rund um Thuner- und
Brienzersee 217

Anhang

Verfasserinnen und Verfasser der Beiträge 2011 229

Das Redaktionsteam 2011 230

Jahresbericht des Präsidenten 2011

Über die Entstehungsgeschichte des «Hide», der Beobachtungsplattform im Naturschutzgebiet Weissenau, berichtet Peter Zingg in seinem Jahresbericht. Dank zahlreichen kleineren und grösseren Spenden sowie einem Beitrag aus dem Lotteriefonds konnte der «Hide» bis auf einige tausend Franken, welche dem UTB verbleiben, finanziert werden. An dieser Stelle nochmals herzlichen Dank allen Spendern!

Anlässlich der Einweihung im Herbst wusste Hans Fritschi von Pro Natura Berner Oberland zu berichten, dass der «Hide» gute Dienste leiste bei der Durchführung seiner Exkursionen in die Weissenau.

Im kommenden Jahr werden 30 Jahre vergangen sein seit der Inkraftsetzung des See- und Flussufergesetzes. Im vergangenen Jahr konnten wiederum einige Teilstücke von Uferwegen eröffnet werden, die aufgrund dieses Gesetzes geplant und realisiert wurden:

In Oberried am Brienzersee wurde die 3. Etappe vom Dorf bis zum Rastplatz Wychel fertiggestellt und in Thun, nach 25-jähriger Planungszeit, der Uferweg vom Bahnhof zur Schadau. Bei letzterem half der UTB mit, die geschichtlichen Spuren zu erläutern und darzustellen. An weiteren Uferwegabschnitten wird

Uferweg Scherzligen: Was lange währt, kommt endlich gut. Foto: Andreas Fuchs

Die ehemalige Anlegestelle für Trajektschiffe nach Därligen. Foto: Andreas Fuchs

geplant, so sollen z.B. am bereits heute attraktiven und vielbegangenen Uferweg von Spiez nach Faulensee Aufwertungsmassnahmen mit Flachufern und verbessertem Zugang zum Wasser realisiert werden.

Projekte

Das Teilprojekt für die Lebensraumverbesserung der Äsche im unteren Aarelauf konnte im Winter 2010/2011 realisiert werden.

Der UTB hatte ein eigenes Grundstück rechtsufrig unterhalb des Fussgängersteges für die Aufweitung der Aare und die Schaffung von Flachufer und Strömungsschatten zur Verfügung gestellt.

Anlässlich der Projektabnahme anfangs März konnten bereits in der Strömung stehende Äsche beobachtet werden, die auf der Suche waren nach geeigneten Laichgruben.

Das Projekt «Potenzialanalyse Aare auf dem Bödeli» zur Aufwertung des Aareraums zwischen Brienzer- und Thunersee konnte weiterentwickelt werden. Mit einer Anschubfinanzierung des UTB wurde die Machbarkeitsstudie ausgelöst. Anhand dreier Pilotmassnahmen wurden im Spätsommer Umfang und Bearbeitungstiefe festgelegt, bis zum Ende des Jahres soll die Machbarkeitsstudie über die ausgewählten Projekte vorliegen. Nach dem Sturmereignis vom 12. Juli 2011 sind Aufwertungsmassnahmen im Gebiet Englischer Garten aktueller denn je geworden, denn nebst dem bereits angeschlagenen Baumbestand wurden nun auch Geländer und Ufermauer in Mitleidenschaft gezogen.

Die Jägglisglunte ist Teil des alten Aarelaufs zwischen Oltschibach und Entenbächli. Durch bauliche Massnahmen soll der Wasserhaushalt verbessert werden. Ein entsprechendes Projekt wurde vom Renaturierungsfonds bewilligt und ausgelöst. Der UTB tritt dabei als Bauherr auf, wie dies bereits in früheren Jahren einmal der Fall war. Eine weiterführende Aufwertung wurde auf die Wartebank gesetzt, bis im kommenden Jahr eine ausführliche Kartierung der Pflanzen und Lebensraumtypen durch die Abteilung Naturförderung ANF des Kantons stattgefunden hat.

Am Dittligsee, in der Gemeinde Forst-Längenbühl, wurden die Studien und Vorabklärungen der Arbeitsgruppe soweit vorangetrieben, dass im Herbst an einer Orientierungsveranstaltung ein Vorprojekt vorgestellt werden konnte. Nebst der Reaktivierung des Flachmoors und der Renaturierung im Bereich des Seeauslaufes soll nun auch der Seebach unterhalb der Kantonsstrasse ausgedolt und renaturiert werden. Wichtige Bestandteile des Projektes sind die Massnahmen zur Verminderung des Nährstoffeintrages in den Dittligsee. Der UTB stellt einen Teil seines Grundstücks am Seeauslauf für Renaturierungsmassnahmen zur Verfügung und ist gegebenenfalls bereit, eine Teilprojektträgerschaft zu übernehmen, falls dies für die Umsetzung der Massnahmen von Nutzen sein sollte.

Exkursionen

Anlässlich der Frühjahrsexkursion führte der Ornithologe und Exkursionsleiter Martin Gerber durch das Kanderdelta. Der strömende Regen liess die zahlreich erschienenen Exkursionsteilnehmer unbeeindruckt, hingegen reduzierte er die faunistischen Aktivitäten. Trotzdem konnte als Rarität der selten auftretende Flussregenpfeifer über längere Zeit beobachtet werden. Die Exkursion bildete gleichzeitig den Auftakt zu einer Reihe von Veranstaltungen im Zusammenhang mit dem 300-Jahr-Jubiläum des Kanderdurchstichs 2011 bis 2013.

Im Spätsommer fiel das Datum mit zahlreichen Veranstaltungen im Rahmen des Tages des Denkmals zusammen, was sich auf die Teilnehmerzahl auswirkte.

Aus dem laufenden Projekt der Aufwertung des Aareraums Bödeli wurde den Teilnehmern anhand dreier unterschiedlicher Beispiele vor Ort dargelegt, mit welchen Mitteln eine naturnahe oder gestalterische Aufwertung erreicht werden soll.

Dittligsee: Die Idylle trügt: ohne wirksame Massnahmen droht der See zu ersticken!
Foto: Andreas Fuchs

Verschiedenes

Der Vorstand beschäftigte sich im vergangenen Berichtsjahr mit weiteren Themen rund um unsere Seen: im Frühjahr fand an der Thunerseekonferenz ein Informationsaustausch statt über Sicherheitsaspekte für alle Seebenutzer und Behörden, und im Herbst fand ein Workshop zur Seeverkehrsplanung statt. Bereits zur Tradition geworden ist die Weissenaukonferenz, an welcher Bilanz gezogen wird über die erfolgten Pflegemassnahmen und die Schwerpunkte für das kommende Jahr festgelegt werden. Mit dem Partnerverband Netzwerk Bielersee wurde ein Gedankenaustausch gepflegt, und anlässlich einer öffentlichen Veranstaltung von Aqua Viva und Rheinaubund im Volkshaus Zürich zum Thema «Quo Vadis Wasserkraft?» konnte der UTB sich präsentieren und seine Arbeitsweise im Dienst von Landschaft und Gewässern erläutern.

Das aktuelle Jahrbuch widmet sich dem Thema Natur, Landwirtschaft und Landschaft, schlichtweg unserem kostbarsten Gut, zu dem es Sorge zu tragen gilt.

Der Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee will sich auch in Zukunft dafür einsetzen und wünscht der Leserschaft einen Spaziergang durch unsere Landschaft mit offenen Augen und Ohren...

Interlaken, im Dezember 2011
Andreas Fuchs, Präsident

Protokoll Generalversammlung UTB 2011

Ort	Hotel Carlton-Europe, Interlaken
Datum	11. Februar 2011
Zeit	15.30–17.00 Uhr
Anwesend	71 Personen (UTB Vorstand Anita Knecht, Peter Zingg, Hansjürg Wüthrich, Ulrich Blunier, Andreas Huggler)
Leitung	Andreas Fuchs, Präsident
Protokoll	Adrian Siegenthaler, Geschäftsstelle

Traktanden

1. Protokoll der 78. GV vom 12. Februar 2010
2. Jahresbericht
3. Jahresrechnung 2010
4. Budget 2011
5. Wahlen
6. Verschiedenes

Der Präsident Andreas Fuchs begrüsst die Mitglieder, die Ehrenmitglieder Oskar Reinhard und Katharina Berger, Beiräte, Bauberater, Gemeindevertreter, Personen aus der Politik, Jahrbuchmitarbeiter/innen (Redaktionsteam und Autoren), Pressevertreterin Frau Hunziker vom Berner Oberländer, Frau Schütz von der Jungfrauzeitung, Vertreter aus befreundeten Verbänden und Vereinen sowie die Gäste zur 79. UTB Generalversammlung. Er bedankt sich bei der Presse für die erfolgte Buchbesprechung des Jahrbuches 2010. Zur Generalversammlung wurde statutenkonform eingeladen. Die Versammlung ist somit beschlussfähig. Er nimmt die eingegangenen Entschuldigungen zur Kenntnis, verzichtet jedoch auf deren Verlesung. Stimmberechtigt sind alle Mitglieder sowie Gemeindevertreter von Mitgliedergemeinden.

Der Präsident verliest die Traktandenliste. Anschliessend an die Generalversammlung folgt das Referat von Michael Lühti, Leiter BLS AG Schifffahrt, zum Thema «Schifffahrt Berner Oberland Quo vadis?». Die vorgelegte Traktandenliste wird genehmigt. Als Stimmenzähler wird Manuel Scheller gewählt.

1. Protokoll der GV vom 12. Februar 2010

Das Protokoll ist im Jahrbuch 2010 abgedruckt (Seite 17–24). Auf das Verlesen wird verzichtet, eine Diskussion wird nicht verlangt. Das Protokoll wird einstimmig genehmigt.

2. Jahresberichte

Der Präsident Andreas Fuchs informiert die Versammlung über die Arbeit des Vorstandes im vergangenen Jahr. Diese Informationen sind im Jahresbericht 2010 auf Seite 12 bis 16 des UTB Jahrbuch 2010 nachzulesen.

Der neue Beobachtungsturm (Hide) in der Weissenau ist im Bau und wird demnächst fertiggestellt. Die Versammlung hat im vergangenen Jahr den nötigen Kredit dazu beschlossen. Eine Beitragszusicherung aus dem Lotteriefonds liegt auch vor. Bisher sind rund CHF 15'000.00 auf das Spendenkonto einbezahlt worden. Weitere Gelder zur Finanzierung sind nötig.

Für die durchgeführten Wasservogelzählungen bedankt sich der Präsident bei Hans Fritschi. Die Resultate der Zählung sind im Jahrbuch 2010 ab Seite 97 nachzuschlagen. Anlässlich der Pro Natura-Exkursion «Wintergäste an unseren Gewässern» konnte als Highlight eine Rohrdommel beobachtet werden.

Für das vorgelegte Jahrbuch 2010 bedankt sich der Präsident bei dem Redaktionsteam Gisela Straub und Ernest Wälti. Es ist ihnen erneut gelungen, einen interessanten und guten Themenmix zusammen zu tragen. Das Jahrbuch ist ein wichtiger Bestandteil der UTB Tätigkeit. Vor kurzem wurde dem Staatsarchiv Material aus dem UTB Archiv überbracht. Die zuständige Person hat das UTB Jahrbuch als eine sehr wertvolle Chronik aus der Region gelobt und die Wichtigkeit der Arbeit betont.

Vizepräsident Peter Zingg stellt den Jahresbericht des Präsidenten zur Diskussion und bedankt sich für seine grosse Arbeit. Der Jahresbericht des Präsidenten wird mit Applaus genehmigt.

Der Präsident bedankt sich bei der Versammlung für die Genehmigung des Jahresberichtes sowie bei den Sponsoren für ihren finanziellen Beitrag zum Jahrbuch (Jahrbuch 2010 Seite 44).

3. Jahresrechnung 2010

Der Präsident übergibt das Wort dem Vorstand. Ulrich Blunier präsentiert der Versammlung die Jahresrechnung 2010. Diese schliesst mit einem Aufwand von CHF 156'513,40 gegenüber Einnahmen von CHF 70'151,61 ab. Daraus resultiert ein Ausgabenüberschuss von CHF 86'361,79. Budgetiert war ein Aufwandüberschuss von CHF 116'000,00. Der Kontrollstellenbericht der Revisoren Peter Heim und Ruedi Bachmann weist ein Verbandsvermögen von CHF 744'494,38 per 31.12.2010 aus. Nach Abzug des Stammfonds und dem zweckgebundenen Legat Stähli für Uferbestockungen stehen für das laufende Geschäftsjahr noch CHF 622'672,73 zur freien Verfügung. Der Präsident verliest den Kontrollstellenbericht. Die Revisoren empfehlen der Versammlung, die Rechnung zu genehmigen. Der Präsident fragt die Versammlung, ob weitere Erläuterungen zur Rechnung gewünscht werden. Dies ist nicht der Fall. In der Abstimmung wird die Jahresrechnung 2010 genehmigt und die Organe werden damit entlastet.

4. Budget 2011

Ulrich Blunier erläutert der Versammlung das Budget für das Jahr 2011 mit einem Ausgabenüberschuss von CHF 48'300,00. Der Vorstand empfiehlt der Versammlung das vorgelegte Budget zu genehmigen. Die Versammlung stimmt dem Budget 2011 zu. Für einen sorgsamen Umgang mit den Finanzen ist gesorgt. Mit dem gesprochenen Budget können Aufwertungsmassnahmen im Aareraum Bödeli angegangen werden.

5. Wahlen

Gemäss Statuten müssen alle 4 Jahre Gesamterneuerungswahlen durchgeführt werden. Der Präsident erläutert das Wahlprozedere. Es gibt keine Demissionen und auch keine Bewerbungen.

Zuerst wird der Präsident, dann der Vizepräsident gewählt. Danach erfolgt die Wahl des Vorstandes und der Rechnungsrevisoren in globo. Der Vizepräsident empfiehlt der Versammlung die Wiederwahl des bisherigen Präsidenten. Andreas Fuchs wird mit Applaus für eine neue Amtsperiode als Präsident des UTB gewählt. Der Präsident empfiehlt der Versammlung die Wiederwahl des bisherigen Vizepräsidenten. Peter Zingg wird mit Applaus für eine neue Amtsperiode als Vizepräsident des UTB gewählt. Der bisherige Vorstand wird mit Applaus für eine weitere Amtsperiode bestätigt.

Die Mitglieder der Kontrollstelle Peter Heim und Ruedi Bachmann sowie deren Stellvertreter Dominik Nyffenegger werden einstimmig für eine weitere Amtsperiode gewählt. Andreas Fuchs bedankt sich für ihr Engagement.

6. Verschiedenes

Vorstandsmitglied Anita Knecht berichtet über die Ergebnisse der Untersuchungen im kantonalen Naturschutzgebiet Jägglisglunte. Das Gewässer der Jägglisglunte ist stark eutrophiert, da die Dynamik fehlt. Die Verlandung des Gewässers hat eingesetzt. 1991 erfolgte eine ausführliche Pflanzenstudie im Gebiet durch Bruno Kägi. Bei den jetzigen Untersuchungen wurde daher auf eine Bestandesaufnahme der Pflanzen verzichtet. Die Datensammlung beschränkte sich auf die Zählung von Tieren und Pflanzen. Gleichzeitig wurde eine Studie des Renaturierungsfonds zum Wasserhaushalt im Gebiet durchgeführt. Das Augenmerk war auf die Wasserqualität gelegt. Das kantonale Gewässerschutzlabor hat Messungen durchgeführt und verschiedene Parameter angeschaut. Die Nährstoffbelastung durch den Zufluss sei gering. Hingegen sind die Nährstoffwerte in der Jägglisglunte höher, da dieser Lebensraum viel Biomasse produziert und wieder abbaut.

Der Untersuchungsbericht gibt folgende Empfehlung ab:

- Verstärkte Frischwasserzufuhr, damit sich der Sauerstoffgehalt erhöht.
- Entkrauten des Entenbächlis, damit der Aufstieg für den Hecht vom Brienzersee in die Glunte wieder möglich wird.
- Separater, abgetrennter Bereich für Amphibien schaffen
- Gezielte Gehölzpflege durch das Amt für Naturföderung
- Pufferstreifen im nördlichen Teil: Mit den Bewirtschaftern konnten bereits entsprechende Verträge abgeschlossen werden.
- Periodische Austrocknung der Tümpel schaffen Lebensraumstrukturen für die Gelbbauchunke, die im benachbarten Naturschutzgebiet vorhanden ist.
- Vernetzung mit Naturschutzgebiet Brunnen
- Teilweise Ausbaggerung der Glunte. Eine vollständige Ausbaggerung käme teuer zu stehen.

Der Untersuchungsbericht wird nach der Versammlung aufgelegt. Der UTB hat diese Untersuchung mit einem finanziellen Beitrag unterstützt.

Der Präsident bedankt sich bei Ulrich Zingrich aus Unterseen für seine Arbeit im Naturschutzgebiet der Weissenau. Ueli Zingrich war während 25 Jahren nebenamtlich als UTB Werkmann tätig. Er hat den Wanderweg durch das Naturschutzgebiet unterhalten. Er war der Garant, dass die Abfälle in der Weissenau entsorgt wurden. Die Arbeiten konnten nun an den Werkhof Unterseen übertragen werden.

Der Präsident orientiert die Versammlung über verschiedene Termine:

14.05.2011	Exkursion Kanderdelta
10.09.2011	Exkursion Interlaken Ost, Aufwertung Aare auf dem Bödeli – Der UTB hat sich dafür eingesetzt, das Aufwertungspotenzial in diesem Gebiet in einem Bericht aufzuzeigen. Von den mög lichen 37 Massnahmen werden 14 in einer Machbarkeitsstudie geprüft. Auch an dieser Studie wird sich der UTB finanziell be teiligen.
26.02.2011	Uferputzete Weissenau, 8.30 Uhr bis 10Uhr, inkl. Verpflegung

Der Präsident fragt die Versammlung, ob Wortmeldungen unter diesem Traktandum gewünscht sind.

Wortmeldungen aus der Versammlung

Peter Fichter, Präsident der Fischereipachtvereinigung Interlaken, orientiert die Anwesenden über die Tätigkeiten des Pachtvereins sowie die verschiedenen zukünftigen Herausforderungen. Die Mitglieder des Pachtvereins sind beispielsweise gespannt darauf, wie der Kanton die Wasserstrategie umsetzen wird. Eingereichte Konzessionsgesuche für Wasserkraftwerke im Raum Interlaken sind genau zu prüfen. Die Fischereianliegen sind im Wassernutzungsgesetz des Kantons Bern aufgenommen worden und haben auch die zweite Lesung im Grossen Rat überstanden. Die KWO werden im nächsten Herbst die Umgebung von Wasserfassungen im Gadmental weiter renaturieren. Mit Markus Meyer ist die Fischerei in der Projektgruppe vertreten. Die Pachtvereinigung Interlaken wird in diesem Jahr 75 jährig. Auch Aqua Viva, die Schweizerische Aktionsgemeinschaft zum Schutz der Flüsse und Seen, hat 2010 ihr 40-Jahr-Jubiläum gefeiert. Es sei wichtig, dass es solche Vereinigungen gibt, die schweizweit tätig sind. Freude bereiten die nun abgeschlossenen Renaturierungsarbeiten im Naturschutzgebiet Weissenau. Die Lebensräume für Fische wurden damit aufgewertet. Am 19. Februar findet die alljährliche Aarerei-

nigung in Interlaken statt. Ab dem 16. Mai kann die Äsche unter strengeren Auflagen wieder gefischt werden. Für die kommenden Nationalratswahlen gibt Peter Fiechter eine Wahlempfehlung ab, denn es sei wichtig, dass ein Vertreter der Fischerei im Nationalrat Einsitz nimmt. Peter Ficheter bedankt sich für die gute Zusammenarbeit, speziell in Bezug auf die Renaturierungsarbeiten im Raum Interlaken.

Silvia Kappeler, Präsidentin der Regionalgruppe Interlaken Oberhasli des Berner Heimatschutzes, teilt mit, dass die Regionalgruppe ihren 100. Geburtstag feiert. Am 21. Mai 2011 wird im Royal-St. Georges in Interlaken gefeiert. Weitere Aktivitäten sind im Jahresprogramm, welches aufliegt, aufgeführt. Frau Kappeler bedankt sich für die Arbeit des UTB. Die Anliegen beider Organisationen seien nicht identisch, jedoch artverwandt.

Andreas Fuchs bedankt sich bei Silvia Kappeler. Er weist darauf hin, dass der Uferschutzverband seinerzeit von Mitgliedern des Berner Heimatschutzes gegründet worden war. Der UTB widmete sich fortan spezifisch dem Landschaftsschutz, aber auch der öffentlichen Nutzung der Seenlandschaft im Oberland. Berührungspunkte zwischen den zwei Organisationen gebe es mit den Bauberatern.

Ernest Wälti verkauft im Anschluss an die Generalversammlung noch Jahrbücher. Er weist noch einmal auf die Möglichkeit der neugeschaffenen Paarmitgliedschaft im UTB hin.

Zum Abschluss der Versammlung gibt der Präsident den Termin der nächsten Generalversammlung bekannt. Es wird dies der 10. Februar 2012 sein. Anschliessend an das Referat sind alle Gäste eingeladen, am Apéro teilzunehmen. Dabei kann auch Genossenschaftswein der Rebbaugenossenschaften Spiez, Hilterfingen und Oberhofen gekauft werden.

Der offizielle Teil der Generalversammlung schliesst um 17.00 Uhr.

Anschliessend folgt das Referat «Schifffahrt Berner Oberland Quo vadis?» mit Michael Lüthi.

Für das Protokoll: Adrian Siegenthaler, 11. Februar 2011

Berichte der Bauberater

Oliver von Allmen, dipl. Architekt FH, Interlaken

Gemeinden Beatenberg, Unterseen, Därligen, Leissigen, Krattigen, Faulensee und Spiez

Im vergangenen Beratungsjahr habe ich nach den Kriterien des UTB viele interessante Projekte beurteilt und mit Behörden, Architekten und Bauherren Lösungen diskutiert. Insgesamt wurden vom UTB in den Gemeinden Beatenberg, Unterseen, Därligen, Leissigen, Krattigen, Faulensee und Spiez 78 Baupublikationen registriert, bei denen ich verschiedene Fachberichte für die Gemeinden und das Regierungsstatthalteramt verfasste. Ich stelle vermehrt fest, dass die Diskussionen in der Regel vor dem Baubewilligungsverfahren geführt werden und somit Einsprachen und Verhandlungen vermieden werden können.

Ich danke allen Verantwortlichen für die gute Zusammenarbeit und hoffe, dass auch in Zukunft für alle Projekte in Ufernähe verträgliche Lösungen gefunden werden.

Unterseen

Die geringfügige Änderung des Überbauungsplans mit Sonderbauvorschriften HTI-Areal (Stedtlizentrum, Dreispitz)

Die Überbauungsordnung UeO von 1982 gilt für das ganze HTI-Areal und wurde für die damalige Projektierung des Stedtlizentrums erarbeitet. Entlang der Aare und des Fabrikkanals wurde sie im Rahmen der Genehmigung vom Kanton als Uferschutzplan anerkannt. Die Änderung der UeO betrifft die Gestaltung der Uferwege und der Freifläche entlang der Kleinen Aare und des Fabrikkanals, mit Einbau einer Fischtreppe mit Sitzstufen unterhalb der Mühleschleuse.

Durch Wehr- und Stauanlagen wurde in den letzten Jahrhunderten die ökologische Durchgängigkeit unserer Fliessgewässer unterbrochen. So ist dies auch an der Aare / Kleinen Aare zwischen Thuner- und Brienzersee geschehen. Mit der Fischtreppe soll die Verbindung von Kleiner Aare zur Aare wieder so hergestellt werden, dass Auf- und Abstieg für Fische und Kleinlebewesen möglich ist.

Die Fischtreppe wird gestalterisch in eine öffentliche Grünzone eingebunden und bildet einen attraktiven Teil davon. Sitzstufen bieten einen Aufenthaltsbereich und einen gefahrenlosen Zugang zum Wasser, wie er an der kanalisierten Aare nicht möglich ist.

Leissigen

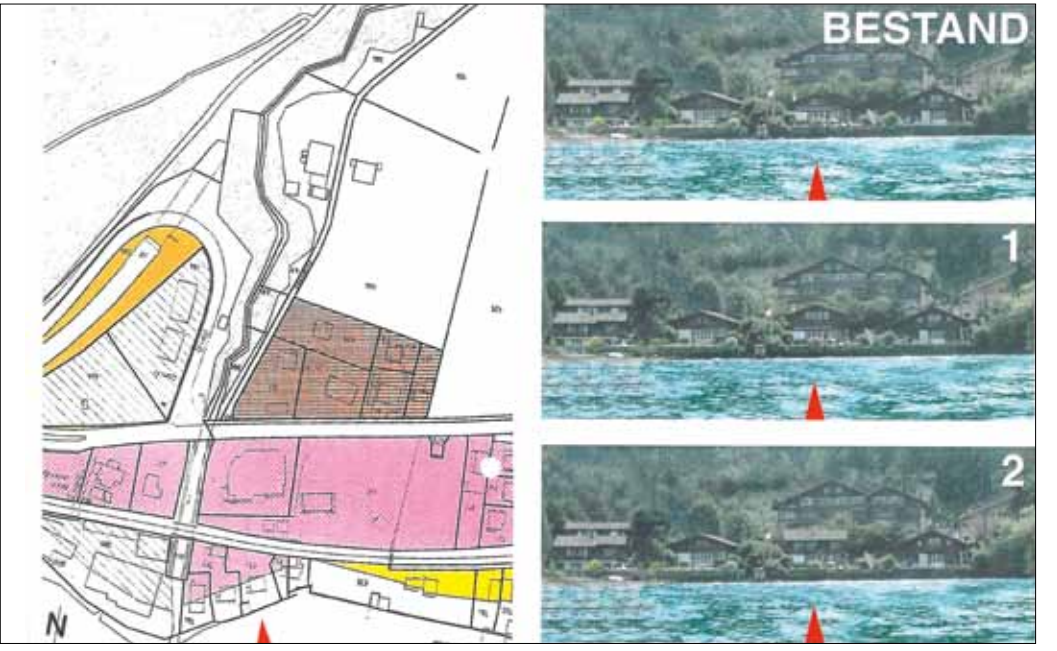
Areal der früheren Ara in Leissigen bleibt Zone für öffentliche Nutzung

Seit Leissigen an die Abwasserreinigungsanlage Interlaken angeschlossen ist, kann die Gemeinde Leissigen wieder frei über die Parzelle zwischen Bahnhof und See verfügen, auf der sie einst die erste ARA im Oberland gebaut hatte. Der Gemeinderat beantragte der Gemeindeversammlung, die Parzelle in Bauland für zweigeschossige Wohnbauten umzuzonen. Die Versammlung beschloss jedoch, das Areal in der Zone für öffentliche Nutzung zu belassen, um der Bevölkerung den Zugang zum See wieder zu ermöglichen.

Umbau und Aufstockung von Einfamilienhäusern EFH am See

Im Vorfeld des Bewilligungsverfahrens wurden der Gemeinde und dem UTB verschiedene Varianten für die Aufstockung zur Beurteilung vorgelegt. Die Variante 2, mit der Firstrichtung parallel zum Seeufer, hätte für die Grundriss-

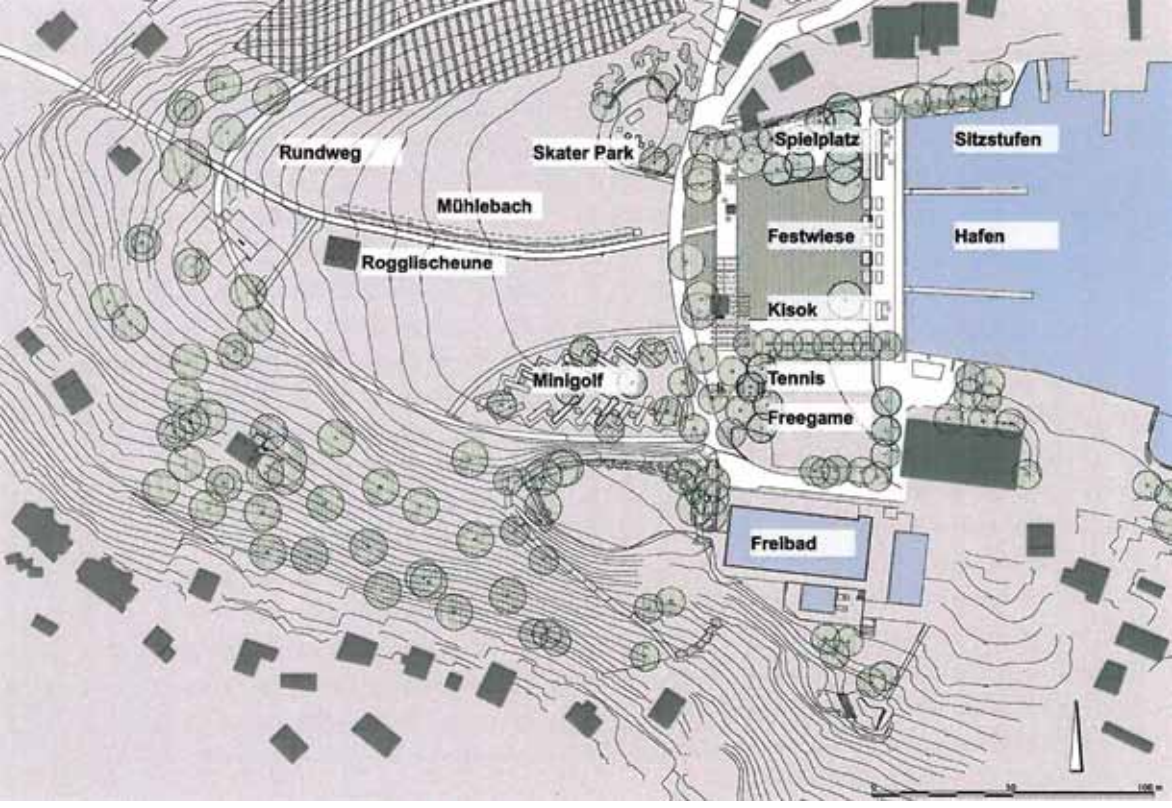
gestaltung erhebliche Vorteile gebracht. Aus ästhetischer Sicht und nach der Meinung der Bauberatung fügt sich die Variante 1 wesentlich besser in die bestehende Situation ein und entspricht der Ausrichtung der bestehenden Nachbarsbauten. Diese Variante ist heute bewilligt und wird entsprechend ausgeführt.



Spiez

Öffentliche Mitwirkung Gesamtkonzept Bucht Spiez

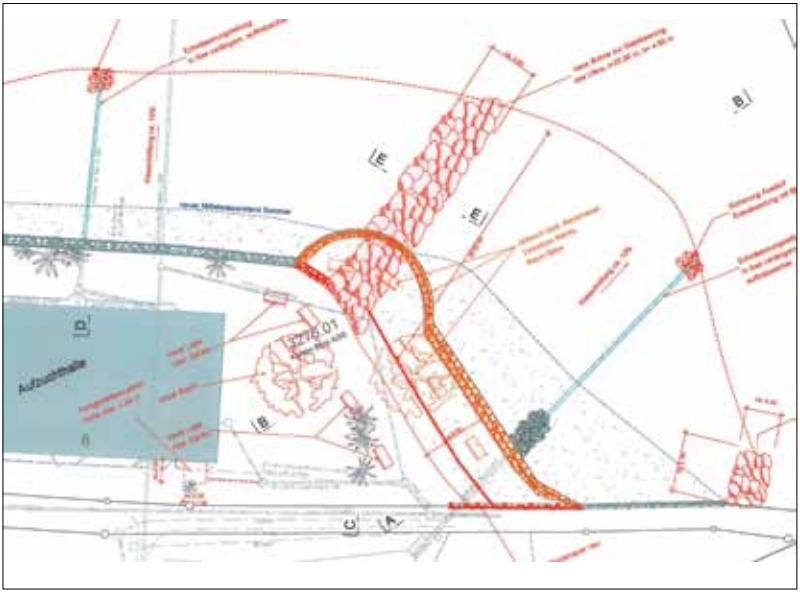
Das heute vorliegende Konzept ist das Ergebnis eines gemeinschaftlichen Prozesses, an dem alle Interessenvertreter und Akteure der Bucht Spiez in einer Begleitgruppe beteiligt waren. Das Gesamtkonzept soll der grossen Bedeutung der Spiezer Bucht für die künftige Entwicklung der Gemeinde Rechnung tragen und sicherstellen, dass die heutige Erscheinung der «grünen Bucht» erhalten bleibt. Insbesondere wurden die Grundsätze einer qualitätsvollen Gestaltung sowie Gestaltungsmassnahmen entwickelt. Diese betreffen die Gestaltung des Umfelds des Kiosks, die Besucherlenkung und die Beleuchtung der Bucht. Im Weiteren werden Vorstellungen zur Freizeit- und Sportnutzung sowie die Problematik der Erschliessung des öffentlichen Verkehrs (ÖV) und des motorisierten Individualverkehrs (MIV) aufgezeigt.



Geringfügige Änderungen
an den Uferschutzplänen Nr. 3, Nr. 4 und Nr. 8

Die Änderungen an den Uferschutzplänen Nr. 3, Schiffsstation – Strandbad, und Nr. 8, Uferweg am Weekendweg, betreffen kleine Anpassungen an die Wegführung.

Im Bereich von Nr. 4, Strandweg Spiez – Faulensee, ist ebenfalls eine Korrektur der Wegführung vorgesehen. Die Freifläche F1 dient als Rastplatz und wird mit einfachen Sitzgelegenheiten ausgerüstet. Neben der Fischzuchtanlage sorgen natürliche Gestaltung und standortheimische Bepflanzungen für eine harmonische Einpassung in die Umgebung. Zudem sind Einrichtungen zur Information der Bevölkerung über Fische und Gewässer zugelassen. Im Bereich F2 sind Buhnen zur Stabilisierung des Ufers und im Bereich neben der Fischzucht eine öffentliche Toilettenanlage vorgesehen.


Aufbuchthalle
3276.01
A
B
C
D
E

F1
F2
E
E1
E1
ca 21.00
ca 7.20
ca 12.80
ca 14.80

Christian Gafner, Architekt HTL-FH
Gafner Architektur und Planungen, Spiez

Die Bauberatung stellt immer wieder neue Herausforderungen dar. Die Zusammenarbeit mit den Gemeinden, Städten und Gebieten Interlaken, Thun, Seen im Thuner Westamt, Hilterfingen, Oberhofen, Sigriswil und den Behörden ist durchwegs sehr angenehm verlaufen.

Aktiv an der Gestaltung des ufernahen Siedlungsgebietes der Seen des Gebietes des UTB mitzuwirken, ist eine interessante und herausfordernde Aufgabe. Ich denke, die verschiedenen Anliegen konnten im Sinne des UTB verbessert werden. Im laufenden Beratungsjahr habe ich diverse Bauprojekte beurteilt und mit den entsprechenden Verantwortlichen und Eigentümern ansprechende Lösungen gefunden.

Ich danke hiermit allen Mitwirkenden für die gute und professionelle Zusammenarbeit und hoffe, es wird sich auch in Zukunft für jedes Bauvorhaben und jede Planung im ufernahen Siedlungsgebiet und am Ufer des Thuner- und Brienzersee eine Lösung finden.

Statistische Angaben

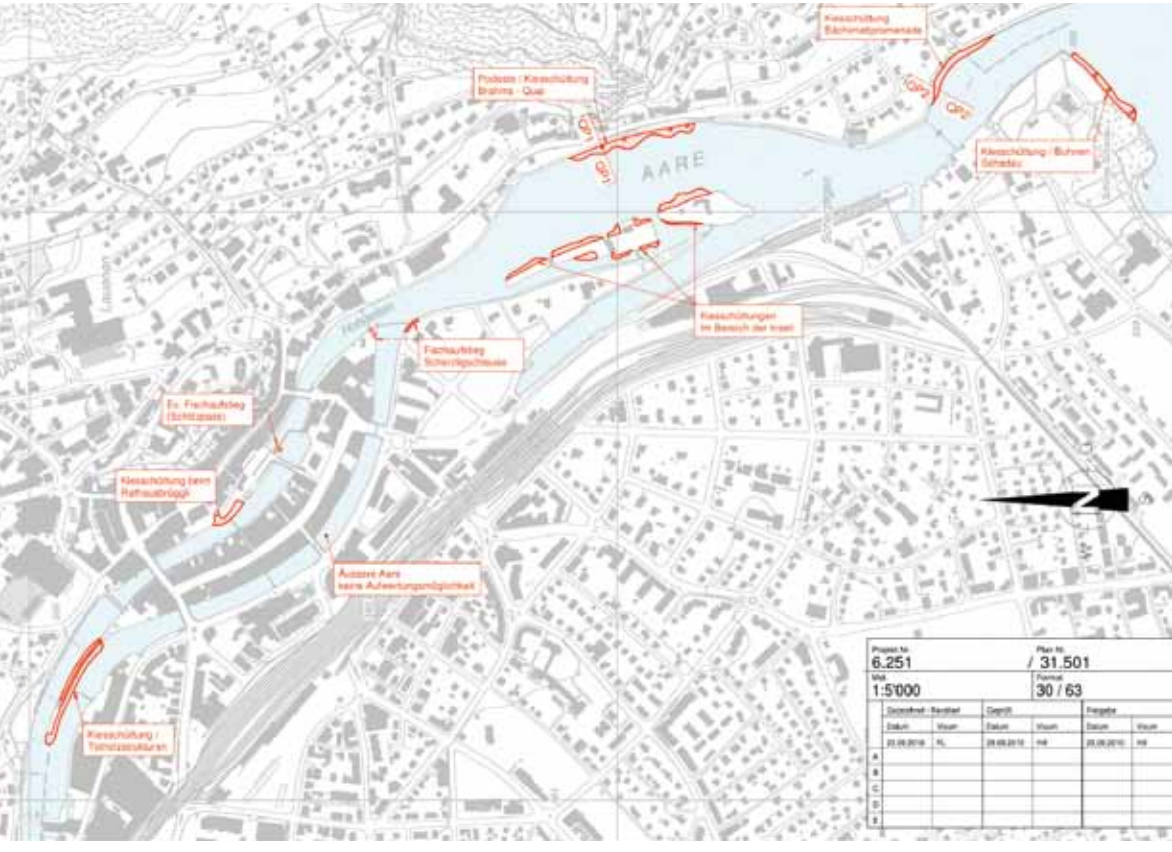
In meinem Gebiet habe ich einige Baugesuche und Planungen eingesehen, wobei keine Einsprachen, aber diverse Mitwirkungs- und Fachberichte verfasst wurden.

Bei Überschneidungen von Baugesuchen mit der Denkmalpflege und des Heimatschutzes wurden die zu beurteilenden Baugesuche mit den entsprechenden Instanzen koordiniert, um den Aufwand der Bauberatung des UTB und allen Beteiligten so effizient wie möglich zu gestalten.

Thun

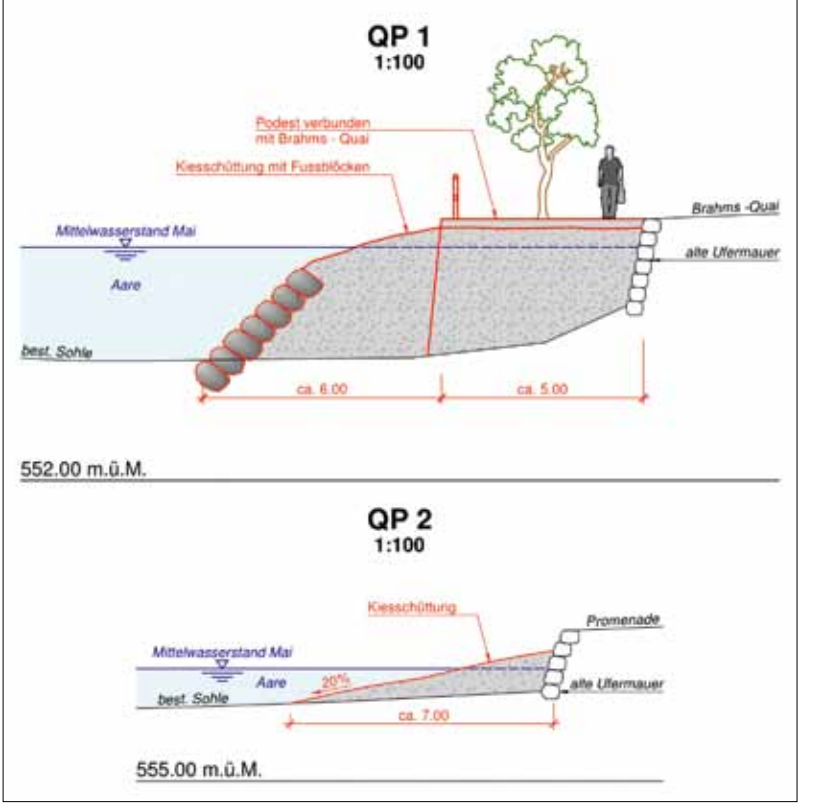
Das Projekt der Mitwirkung betreffend der Aufwertung des Aarebeckens wurde dem UTB durch das planende Ingenieurbüro vorgestellt. Grundsätzlich wurden die Vorhaben, Aeschenlaichplätze zu schaffen und das Aarebecken aufzuwerten, positiv beurteilt. Die genauen Standorte der geplanten Massnahmen, welche zu realisieren sind, müssen im weiteren Verfahren sicher noch geprüft werden.

Im Bereich des Aarequais wurde dringend empfohlen, die Podeste als Steigerung der Qualität für Besucher und Fussgänger des Quais in der Planung beizubehalten. Die Teile zur Renaturierung der ‹eingepferchten› Aare wurden durch den UTB begrüsst. Im Zusammenhang mit den Vorhaben, das Aarebecken aufzuwerten, wurde empfohlen, die Sanierung der Bootsstege Bächimatt Thun erneut zu prüfen und diese etwas natürlicher und publikumsfreundlicher zu gestalten.



Quelle: Kissling + Zbinden AG, Ingenieure Planer USIC, Spiez

Im Berichtsjahr wurde mit den Bauarbeiten des Uferweges Bahnhof – Schadau am 4. April 2011 begonnen, und im Herbst 2011 konnte der Uferweg nach langjähriger Planungszeit eröffnet werden. Die Eröffnung des Uferweges fand am 21. September 2011 statt.



Quelle: Kissling + Zbinden AG, Ingenieure Planer USIC, Spiez

Quelle: Website der Stadt Thun, www.thun.ch

Der UTB hatte gegen die Sanierung der Bootsstege Bächimatt nichts einzuwenden. Der UTB hat zum Baugesuch der Sanierung der Bootsstege mit einem Fachbericht Stellung genommen und darauf hingewiesen, dass bei einer Sanierung, gegenüber der heutigen Situation, eine verbesserte Gesamtwirkung geschaffen werden sollte. Die Bootsstege ohne Unterbruch an einer Reihe anzuordnen, wurde nicht begrüsst, und leider waren im Projekt keinerlei Massnahmen der Renaturierung vorgesehen. Leider wurde auf den Hinweis, die Anlage naturnaher und publikumsfreundlicher zu gestalten, nicht reagiert.

Amsoldingen

Ortsplanungsrevision

Die Grundstücke im Eigentum des UTB sind von der Ortsplanungsrevision nicht direkt betroffen. Ebenfalls stellt die Ortsplanungsrevision für die Ufer des Amsoldingersees keine Beeinträchtigung dar.

Forst-Längenbühl, Uebeschi und Höfen

Die publizierten Bauvorhaben waren für den UTB nicht relevant, es wurden beim UTB keine Fachberichte angefragt, und es waren keine Einwendungen oder Einsprachen gegen geplante Bauvorhaben nötig.

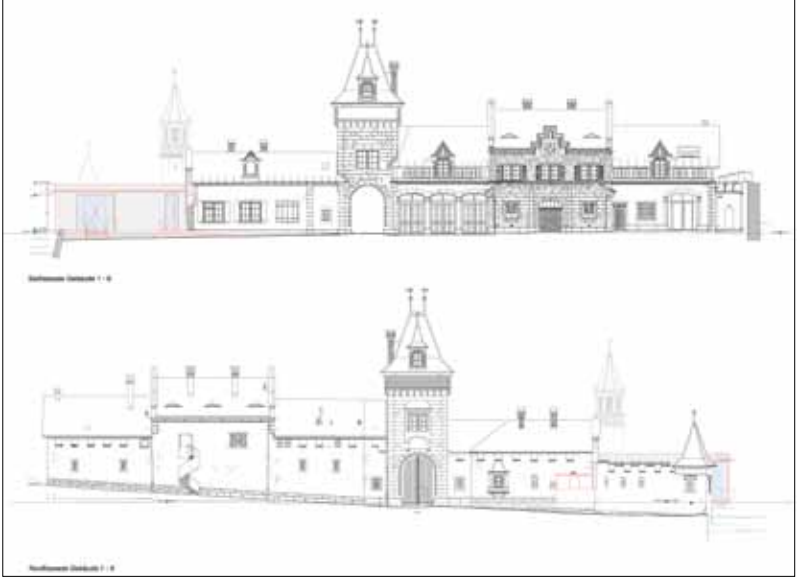
Hilterfingen

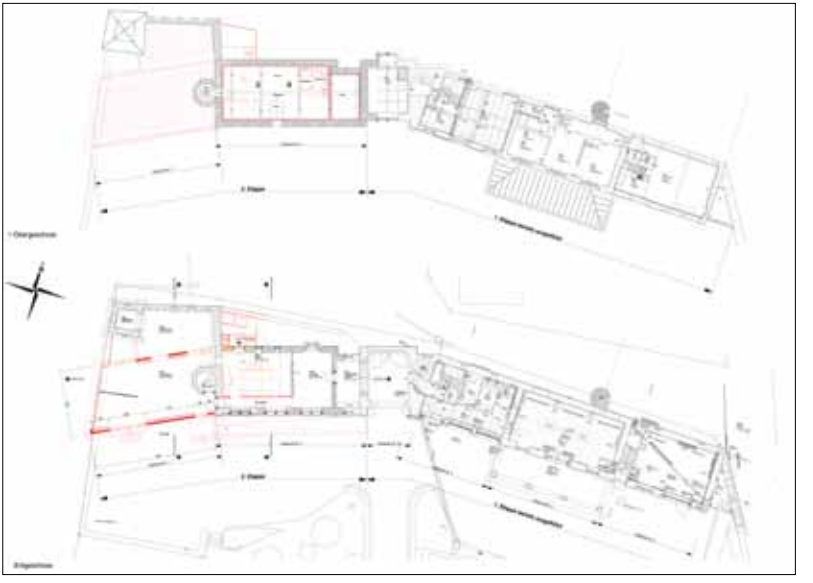
Ein Bauvorhaben betreffend der Erweiterung eines Altersheims wurde positiv beurteilt, und die Erweiterung scheint mit ein paar Verbesserungen durchaus realisierbar. Die planerischen Grundlagen (UeO Überbauungsordnung) mit einem zusätzlichen Baufeld müssen geschaffen werden und werden im weiteren Verfahren beurteilt. Für die Aufgabe der Freifläche im Uferschutzbereich soll ein gleichwertiger Ausgleich in der näheren Umgebung (z.B. ein zusätzlicher öffentlicher Seezugang) geschaffen werden.

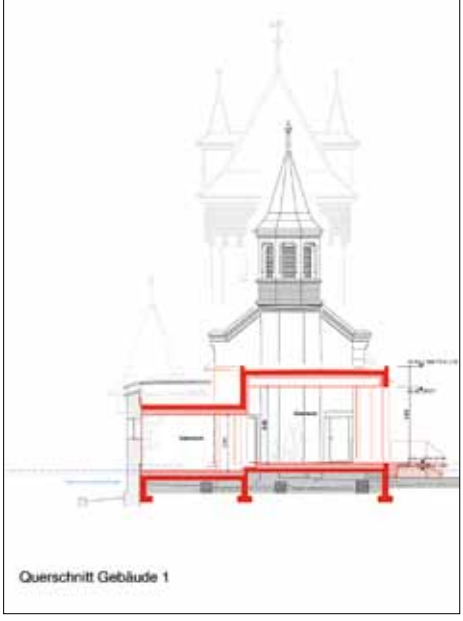
Oberhofen

Schloss Oberhofen, Dependance

Das Volumen der Erweiterung wird durch die bestehende Dependance des Schlosses Oberhofen, der Ufermauer und durch die Parzellengrenze definiert. So ragt das Volumen ca. 30 cm über die Ufermauer hinaus, und die Fassade zum See verläuft parallel zur Ufermauer. Das Projekt wurde in diversen Gesprächen mit den Beteiligten und der Berücksichtigung verschiedener Aspekte ausgearbeitet und konkretisiert.







Quelle: Häberli Architekten AG, Münsterarchitekten, Bern

Die vorliegende Überbauungsordnung für die Hafenanlage Rider weicht von der damaligen Version, die noch Kathrin Berger beurteilt hat, nicht ab und wird durch den UTB als realisierbar betrachtet. Positiv fällt im Bericht der Planung auf, dass durch die grössere Hafenanlage die Bojenfelder reduziert werden. Weitere bauliche Aspekte werden in den entsprechenden Bewilligungsverfahren beurteilt.

Sigriswil

Dem Bauvorhaben für den Umbau der Wellnessanlage in einem Bootshaus wurde zugestimmt, da das äussere Erscheinungsbild nicht wesentlich verändert wurde. Einzig die zusätzliche Anordnung der Terrasse musste im Verfahren angepasst oder teils weggelassen werden.

Die Sanierung eines K-Objektes an der Seestrasse in Gunten wurde mit der Denkmalpflege koordiniert. Die Umbauarbeiten finden im Wesentlichen im bestehenden Bauvolumen statt und stellen subtile Eingriffe in die bestehende Bausubstanz dar. Die Denkmalpflege wird den Bau weiter begleiten und die entsprechenden Projektziele definieren.

Für das ‹Eden› oberhalb der Seestrasse in Gunten wurde ein Baugesuch eingereicht. Nach diversen Anpassungen der Fassaden, der Dachgestaltung und der Balkone konnte die Baubewilligung erteilt werden.

Im Rahmen der öffentlichen Auflage war gegen die Uferschutzplanung Abschnitt 3R 21/22 in Gunten nichts einzuwenden. Die ausgeschiedenen Freiflächen und geplanten Uferwege entsprechen den Absichten des UTB. Positiv bewertet wurde vor allem die Aufteilung der Parzelle 1371 in die Zonen: Freifläche nach SFG, Uferschutzzone A und Wohnzone 2. Mit der vorliegenden Uferschutzplanung ist für weitere Verfahren eine gute Grundlage geschaffen worden.

Interlaken

Für Reklametafeln wurde ein Reklamegesuch für zwei Standorte eingereicht. Die Reklamestandorte an der Kanalpromenade wurden als nicht störend gewertet. Die geplante Anzahl der Reklamestandorte ‹Lanzenen› übersteigt, aus der Sicht des UTB, das verträgliche Mass für das Areal. Der Uferbereich sollte nicht in übermässiger Anzahl mit Reklamewänden, Plakaten und Banderolen verunstaltet werden. Nach diversen Einsprachen wurden beide Reklamegesuche zurückgezogen.

Christina Thöni-Kaufmann, Planerin, Brienz

Brienzerseegemeinden

Seit längerer Zeit schwebte mir vor, den Bauberaterbericht in etwas anderer Art zu gestalten. Nun habe ich die übliche Statistik über die Gemeinden in meinem Betreuungsgebiet weggelassen um ein Bauprojekt speziell hervorzuheben, welches die Gemüter bewegt und polarisiert.

Weiter habe ich ein aktuelles und allgemeines Thema in meinen Bericht aufgenommen. Es geht um die Verwendung von Solar- bzw. Photovoltaikanlagen im Zusammenhang mit einer verträglichen Ästhetik. Darauf aufmerksam wurde ich einerseits durch immer häufigere Anfragen in diesem Bereich und andererseits durch ein Informationsschreiben der Bauverwaltung Brienz von diesem Herbst. Ich habe mit Erlaubnis der Bauverwaltung Brienz einige Anregungen übernommen und danke an dieser Stelle für die freundliche Hilfe.

Projektzoom

Projekt Neubau Apparthotel und Résidence Park, Bönigen

In der Gemeinde Bönigen, an prominenter Lage direkt am Brienzerseebecken und der Seestrasse, wurde Anfang des Jahres ein Baugesuch für den Abbruch des bestehenden Park-Hotels und den Neubau eines Apparthotel und Résidence Park mit 45 Appartements und einer Wellnessanlage sowie den Neubau einer Einstellhalle eingereicht.

Das Hafenbecken wird eingefasst von den Hotelbauten Schlössli (heute Alterswohnheim), Seehotel Terrasse, Parkhotel, Oberländerhof, Seiler au Lac. Dazwischen lag das Hotel Belle-Rive, welches Mitte des letzten Jahrhunderts abgebrochen wurde. Im Kontext dazu soll nun das Apparthotel in einer modernen Form entstehen.

Lage des Projekts am Seebecken

Projektmodell

In verschiedenen Zeitungen sind Berichte zum Bauvorhaben und den dazu eingegangen Einsprachen erschienen. Die Einsprachen richteten sich vor allem gegen die beantragten Ausnahmen.

Mit fünf Überschreitungsmassnahmen war das Projekt publiziert worden: Überschreitung der Gebäudelänge, der Geschosszahl und der Gebäudehöhe sowie die Dachgestaltung und das Nichteinhalten von Materialwahl, Farbgebung und Baustruktur.

Modellbild Projekt

Die Bauberatung des UTB wurde bereits im Vorfeld durch die Architekten informiert und um Stellungnahme gebeten. In dieser Stellungnahme wurden die Gliederung der Baukörper sowie die Nutzungsumlagerung beurteilt. Gleichzeitig wurden Bedenken geäussert in Bezug auf das Gesamtvolumen, die Geschossigkeit sowie die «verwässerte» Hotelnutzung.

Die Baueingabe zum Generellen Baugesuch erfolgte daraufhin praktisch unverändert, und auf die Bedenken und Hinweise des UTB wurde nicht reagiert. Das Bauberaterteam hat sich daraufhin entschlossen, eine Einsprache zu verfassen und beim Regierungsstatthalteramt einzureichen.

In der Einsprache wurden die gleichen Bedenken wie schon in der vorangehenden Stellungnahme beschrieben. Weiter rügte der UTB, dass er nicht in das Verfahrensprogramm einbezogen wurde, obschon das Projekt an wichtiger Lage am See und im Perimeter eines sich in Überarbeitung befindenden Uferschutzplans liegt.

Auszug aus dem Gestaltungsrichtplan der Uferschutzplanung

Wichtig erscheint der Bauberatung auch eine Analyse der ursprünglichen Ufergestaltung. Das Parkhotel von 1890 besticht durch ein klares Volumen und bildet zusammen mit dem damals flankierenden Hotel Belle-Rive eine harmonische Abgrenzung der Uferpromenade.

Strandpromenade um 1890

Das Parkhotel wurde in den 70er Jahren stark verändert. Der Ersatz des ursprünglichen Mansardendaches durch ein steiles Satteldach und eine vorgelagerte Betonbalkonschicht haben die Proportionen des Gebäudes in unvorteilhafter und fremder Weise beeinträchtigt. Das bestehende Erscheinungsbild kann also nicht Massstab sein für künftige Veränderungen.

Bestehendes Parkhotel

Nach Einspracheverhandlungen mit den Fachverbänden und den privaten Einsprechern im Mai, wurde von den Architekten eine überarbeitete Projektvariante in der Form eines Planaustausch-Verfahrens eingereicht. Dazu hat die Bauberatung des UTB wiederum eine Stellungnahme verfasst.

Auf eine weitere Einsprache konnte verzichtet werden. Die Projektvariante berücksichtigt mit den zurückversetzten Attikageschossen ein wesentliches Anliegen der Einsprecher. Wichtig für den Höhenbruch ist das Attikageschoss auf dem Hauptgebäude. Die Attikageschosse auf den Nebenkubaturen sind zweitrangig und aus Sicht des UTB nicht zwingend erforderlich für das optische Erscheinungsbild. Weiter ist das neu geplante, öffentliche Restaurant zum See hin ein wesentlicher Punkt für die Akzeptanz und für die wichtige Lage im Dorf und am Brienzersee. Die Frage bleibt offen, inwieweit sich die halböffentliche Nutzung in einem Bewilligungsverfahren langfristig rechtlich sicherstellen lässt.

Oben: Visualisierung Überarbeitung Variante Anwohner

Oben: Visualisierung Überarbeitung Variante Verbände

Nach einer Rücksprache mit den Projektverfassern, kurz vor Abschluss dieses Berichts, kann an dieser Stelle das weitere Vorgehen im Projektverfahren aufgezeigt werden. Nachdem auch nach der Projektüberarbeitung eine kleinere Anzahl von privaten Einsprechern das Bauvorhaben nicht akzeptieren kann, hat sich das Planungsteam entschieden, den weitern Planungsweg via einer Überbauungsordnung zu begehen, deren Erarbeitung bereits begonnen habe. Die Gemeinde Bönigen und die Stimmbürger geniessen damit ein Mitspracherecht am künftigen Dorfbild direkt am Seeufer des Brienzersees.

Fachthema

Solar- und Photovoltaikanlagen / Energiekollektoren

Solar- und Photovoltaikanlagen erhalten eine zunehmende Bedeutung bei der Energieproduktion. Diese Anlagen, auch als Energiekollektoren bezeichnet, können im Kanton Bern – von Ausnahmen abgesehen – innerhalb der Bauzonen ohne Baubewilligung installiert werden. Dies geht aus Art. 6 des Baubewilligungsdekrets hervor. Die Bauherrschaft oder deren Beauftragte gewärtigen allerdings baupolizeiliche Massnahmen, sofern die Solaranlage das Orts- oder das Landschaftsbild beeinträchtigen und gleichzeitig von den Empfehlungen des Amtes für Gemeinden und Raumordnung und des Wasser- und Energiewirtschaftsamtes abweichen, welche in der entsprechenden Broschüre «Energiekollektoren – Empfehlungen zur Auswahl und zur Anordnung» dokumentiert sind. Diese Broschüre zeigt den vereinfachten Weg zur Solaranlage auf.

Einige Punkte sollten bei einer Planung berücksichtigt werden und werden hier in Kurzform aufgeführt:

- Abklärung der rechtlichen Rahmenbedingungen
- Berücksichtigung der zutreffenden Einbauempfehlung
- Einhaltung von technischen Bedingungen
- Detailstudium und Grössenverhältnis im Bezug auf den Standort
- Erstellung von Planungs- und Gestaltungsunterlagen
- Einholung einer Fachberatung via Bauverwaltungen und/oder Fachverbände
- Information der Nachbarschaft

Auszug aus den Empfehlungen 1 – 7 aus der Broschüre «Energiekollektoren – Empfehlungen zur Auswahl und zur Anordnung»:

Empfehlung 1	Kollektoren zum Dach bündig Dachbündigkeit oder niedrige Bauhöhe von Kollektoren wirken integrierend. Der Energiekollektor ist Teil der Gebäudehülle.
Empfehlung 2	Kollektorfelder rechteckig gestalten Durch Wiederholung vorhandener rechteckiger Formen kann der Kollektor optisch eingebunden werden.
Empfehlung 3	Horizontlinien nicht überschreiten Hauskonturen sind besondere Merkmale der Identität; ihre Beachtung als visuelle Begrenzung ist wichtig.
Empfehlung 4	Kollektoren in einem Feld zusammenfassen Energiekollektoren sollten nicht auf mehrere Flächen aufgeteilt sein, um keine unruhige Wirkung zu erzeugen.
Empfehlung 5	Parallele Flächen und parallele Linien Kollektoren sollten die gleiche Orientierung und Neigung aufweisen wie Dachkanten und Dachflächen, Hauskanten und Fassaden.
Empfehlung 6	Flachdächer: seitlich einrücken und maximal 120 cm hoch Kollektoranlagen auf Flachdächern müssen innerhalb einer definierten Niveaulinie installiert werden.
Empfehlung 7	Farben der Energiekollektoren abstimmen Farblich auf das Haus abgestimmte Kollektorrahmen wirken nicht als Fremdkörper.

Die Findung einer integrierten und ästhetisch verträglichen Lösung ist sicher oft nicht einfach. Der Verbindung zwischen technischen Anforderungen, Ausrichtung und ansprechender Gestaltung muss aber die notwendige Aufmerksamkeit geschenkt werden.

In eigener Sache

In einem weiteren Bauberaterjahr habe ich einige interessante Bauprojekte beurteilt und auch einiges dazugelernt. Der Kontakt mit den entsprechenden Planern und Eigentümern ist für mich immer eine Bereicherung und ein persönliches Gespräch ist oft der einfachste Weg um gemeinsame Lösungen zu entwickeln.

Leider verlässt der Bauberater Christian Gafner im nächsten Jahr das Bauberaterteam des UTB, und somit verbleiben nur 2 Bauberater. Ich hoffe, dass eine Nachfolge gefunden werden kann, damit die Interessen des UTB weiterhin im ganzen Wirkungsbereich vertreten werden können.

Peter E. Zingg

Naturschutzgebiet Weissenau-Neuhaus

Von der Aussichtsplattform zum Hide oder von der Idee zur Realisierung

1998 besuchte ich erstmals den Krüger Nationalpark in Südafrika und begegnete dort auch sogenannten Hides, d.h. überdachte, rundum geschlossene Holzbauten mit horizontalen, schmalen rechteckigen Öffnungen. Diese «Beobachtungshütten» waren immer an Gewässern, wo sich viele, auch scheue Tiere ungestört beobachten und fotografieren liessen. Zurück in der Schweiz und wieder mal in der Weissenau auf der ungedeckten Beobachtungsplattform gegenüber des Einflusses der Alten Aare, dachte ich an diese Hides und war überzeugt, das würde auch hier Sinn machen. Damals noch nicht im Vorstand, gelangte ich mit meiner Idee an ein Vorstandsmitglied. Vorerst stiess

Hide-Aufbau: Die Zimmerleute der Gurtner Holzbau GmbH bei Aufrichten der Holzkonstruktion. Foto: Peter E Zingg

meine Vorstellung von einem Hide in der Weissenau nicht gerade auf grosse Begeisterung. Als 2006 ein Wechsel im Vorstand anstand, wurde ich unerwartet angefragt, ob ich Interesse hätte, im UTB-Vorstand mitzuarbeiten, ich könnte dann meine Vorstellungen vom Hide einbringen. Nach kurzer Bedenkfrist und Erkundigungen über das, was mich da erwarten würde, willigte ich ein. Im März 2007 kam der Hide im Vorstand erstmals zur Sprache, und optimistisch glaubte ich, das Gebäude würde im Spätherbst bereits an Stelle der offenen Beobachtungsplattform stehen. Der Weg wurde zwar nicht gerade zum Ziel, aber doch wesentlich länger als erwartet. Ich erhielt Pläne von anderen realisierten Hides und viel wertvolle Unterstützung von Christa Glauser vom Schweizer Vogelschutz. Daraus skizzierte ich einen für den Standort in der Weissenau angepassten Hide mit den wichtigsten Massen, und Walter Blatti setzte mit Mitarbeitern der von Allmen Architekten AG das Ganze in anwendbare Planunterlagen um. Aufgrund der Vorgaben der kantonalen Abteilung Naturförderung mussten verschiedene Masse in mehreren Schritten angepasst werden. Da die Weissenau seit 1983 ein BLN-Objekt ist (Bundesinventar der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung), rief das auch noch die eidgenössische Eidgenössische Natur- und Heimatschutzkommission auf den Plan. «Die Kommission begutachtet Vorhaben des Naturschutzes und des Heimatschutzes zuhanden der Behörden des Bundes und der Kantone, wenn durch deren Realisierung Objekte des Bundesinventars der Landschaften und Naturdenkmäler von nationaler Bedeutung BLN oder des Inventars der schützenswerten Ortsbilder von nationaler Bedeutung der Schweiz ISOS erheblich beeinträchtigt werden könnten». Der Hide wurde nicht als eine Beeinträchtigung erachtet, und nach der Zustimmung aller entscheidungsrelevanten Behörden erhielten wir im Mai 2010 die Baubewilligung. Nachdem die Generalversammlung bereits 2009 dem erforderlichen Kredit zugestimmt hatte und das Sponsorensuchen auf Hochtouren lief, konnte im Februar 2011 mit Bauen begonnen werden. Seit diesem Sommer steht der Hide und wird rege benützt.

Pflegeeinsätze

Wiederum wurden aufwändige pflegerische Eingriffe durch den Gebietsbetreuer Ruedi Wyss der Abteilung Naturförderung des kantonalen Amtes für Landwirtschaft & Natur unter Mithilfe Freiwilliger vorgenommen (vgl. Tabelle). Der Golfclub Interlaken-Unterseen stellte die notwendigen Geräte zur Verfügung. Herzlichen Dank an alle für Ihren Beitrag.

Nachstehende Tabelle fasst die wichtigsten Arbeiten unter Leitung der Abteilung Naturförderung zusammen:

Zeitpunkt	Ausgeführte Arbeiten	Zweck, Ziel	Leitung	Mitbeteiligte
Januar	Gehölzpflege und Sicherheitsholzerei; beim Eingang Neuhaus eine Schwarzpappel entfernen, was 70 m³ Hackschnitzel ergab	Sicherheit für Wanderwegbenutzer gewährleisten	Ruedi Wyss	Förster, Golfplatzangestellte
Februar	Jährliche «Uferputzete»: 3 Ster Schwemmholz, 0.3 m³ Kehricht zusammentragen und wegräumen. Gehölze pflegen und das Land von der Holzerei säubern	Schilfrückgang eindämmen bzw. verhindern Verbuschung der Flachmoorflächen aufhalten	Ruedi Wyss	UTB-Mitglieder, Fischer, Jäger, Jungjäger und sonstige Freiwillige
Anfangs Mai	Uferputzete entlang des Weges		Ruedi Wyss	Schulklasse Beatenberg
Juli	Sicherheitsholzerei nach Gewittersturm		Ruedi Wyss	Golfplatzangestellte
August, 20.	Uferputzete: 2 Ster Schwemmholz, 0.2 m³ Kehricht und 100 kg Neophyten ausreissen und wegräumen	Schilfschutz Neophytenausdehnung	Ruedi Wyss	Freiwilligeneinsatz der Odd Fellows Interlaken
August, 26.	900 kg Neophyten (Goldruten) ausreissen und entsorgen	Neophytenausdehnung eindämmen	Ruedi Wyss	Golfplatzangestellte und 90 Personen der Swisscom

Ausgeführte Pflegearbeiten im Naturschutzgebiet Weissenau-Neuhaus im Jahr 2010.

Ueli Zingrich hatte den Wegunterhalt und die Leerung der Abfalleimer entlang des Uferweges 1985 von seinem Vater Paul übernommen und diese Arbeiten bis 2010, d.h. ein Vierteljahrhundert lang besorgt. In unserer heutigen kurzlebigen Zeit ist das «schier eine Ewigkeit» und alles andere als selbstverständlich. Nochmals herzlichen Dank für diesen grossen Dienst an der Weissenau und deren Besuchern! Nun konnten diese Arbeiten dem Gemeindewerkhof Unterseen übertragen werden.

Unter «besondere Witterungsereignisse» ist der Sturm vom 12. Juli zu erwähnen. Eine grosse Pappel stürzte nahe des Schülerbades um, und eine umstür-

Sturmschaden vom 12. Juli 2011, der Wurzelballen der Föhre reisst den Uferweg auf. Foto: Andreas Fuchs

zende Föhre riss mit ihrem Wurzelteller einen Teil des Uferweges auf. Ruedi Wyss beseitigte das Holz und der Werkhof stellte den Weg in kürzester Zeit wieder in Stand. Die Überreste der Bäume liegen noch und werden nun über die Jahre von verschiedensten Organismen abgebaut, also rezykliert. Mehreren umsturzgefährdeten Pappeln nahe des Schülerbades hat Ruedi Wyss die Krone abgesägt und oben am verbleibenden Stamm Löcher gebohrt und Schlitze gesägt. Diese Massnahme soll das Quartierangebot für Höhlen und Spalten bewohnende Vögel, Fledermäuse und Insekten erhöhen.

Informationsaustausch

Anfang November fand die fünfte Weissenaukonferenz statt. Die Zusammenarbeit zwischen Ruedi Wyss (kant. Abt. Naturförderung) und Andy Regez vom Golf Club ging «Hand in Hand». Andy Regez konnte von einer zunehmenden Zahl Feldhasen (und Füchsen, die ihnen nachstellten) berichten. Ruedi Wyss informierte über seine, oft zeitaufwändigen, Einsätze (vgl. Tabelle oben). Die Ersatzteiche für die Seeregulierung konnten im Winter 2010/11 wegen mangelnden Durchfrierens des Bodens noch nicht realisiert werden. Aus Sicherheitsgründen ist im Winter 2011/12 die Fällung aller nicht vitalen Pappeln des Uferwaldes im Bereich des Uferweges vorgesehen. Ruedi Wyss achtet auch

darauf, dass die Landwirte für Schnitt und Ernte des «Riedgrases» nicht mit zu schweren Maschinen in die Flachmoorbereiche fahren. Betreffend Neophytenbekämpfung (Goldruten) und der Förderung seltener Orchideenarten muss in den jeweiligen Flachmoorteilen eine differenzierte Interessenabwägung vorgenommen werden. Für den UTB nicht unwichtig ist auch der Versuch des Golf Clubs, den Japanischen Knöterich unweit des Einflusses der Alten Aare mit allen Mitteln zu bekämpfen. Am 3. April 2011 konnte der neu geschaffene Äschen-Lebensraum beim Fussgängersteg über die Aare eingeweiht werden; dieser dient primär den jungen Äschen als Unterschlupf und soll sie vom Wegschwemmen bewahren. Fischereiaufseher Martin Flück bekam von Passanten positive Rückmeldungen zur Aufwertung der Bermudawiese.

Pflegeeinsatz der Odd Fellows, im Kampf gegen die Buddleja davidii (Sommerflieder). Foto: Andreas Fuchs

Hans Fritschi

Wasservogelzählungen vom Thuner- und Brienzersee vom November 2010 und vom Januar 2011

Wie in den Vorjahren waren die Zählteams an zwei Samstagen für die Schweizerische Vogelwarte Sempach unterwegs. Auf der Strecke von Interlaken Ost nach Bönigen wurden die Ornithologen von Kindern von «Jugend und Natur» von Pro Natura Berner Oberland unterstützt. Am Brienzersee war der Höhepunkt ein Eisvogel, der sich im November im Sendli präsentierte; am Thunersee waren es die zwei Singschwäne, die in der Weissenau einige Wochen beobachtet werden konnten. Allen grossen und kleinen Zählerinnen und Zählern sei herzlich gedankt.

Die Ergebnisse

1. Thunersee	13. November 2010	15. Januar 2011
Haubentaucher	91	96
Schwarzhalstaucher	12	18
Zwergtaucher	43	41
Prachttaucher	1	0
Kormoran	13	12
Graureiher	8	1
Weisswangengans	0	2
Rostgans	0	2
Brandgans	1	1
Höckerschwan	71	74
Singschwan	0	2
Stockente	812	855
Krickente	16	30
Schnatterente	0	6
Kolbenente	6	53
Tafelente	149	153
Reiherente	234	395
Eiderente	1	1
Büffelkopfente	1	1
Schellente	6	45

Gänsesäger	29	92
Mittelsäger	3	2
Teichhuhn	1	3
Blässhuhn	656	658
Steppenmöwe	0	1
Zwergmöwe	5	0
Lachmöwe	304	1350
Sturmmöwe	0	19
Mittelmeermöwe	30	83
Schwarzkopfmöwe	0	1
Eisvogel	3	1
Bergstelze	13	6
Wasseramsel	17	20
Gefangenschaftsflüchtlinge und Fremdlinge		
Mandarinente	2	0
Hausgans	4	2
Hausente	11	7

2. Brienzersee	**13. November 2010**	**15. Januar 2011**
Haubentaucher	24	39
Zwergtaucher	4	10
Kormoran	1	0
Graureiher	1	0
Höckerschwan	25	17
Stockente	255	261
Kolbenente	2	5
Tafelente	3	11
Reiherente	29	38
Gänsesäger	0	11
Blässhuhn	106	135
Lachmöwe	186	127
Mittelmeermöwe	7	11
Sturmmöwe	0	13
Eisvogel	1	0

Bergstelze	1	2
Wasseramsel	8	2
Gefangenschaftsflüchtlinge und Fremdlinge		
Hausente	4	4

Martin Jutzeler

Landwirtschaft im Berner Oberland

Einleitung

Noch sind die Reste des nächtlichen Dunkels da. Mit jeder Minute wird es heller und heller, und plötzlich erhebt sich die Sonne strahlend über den Horizont. Bald schon ist die Welt in Licht getaucht und gibt den Blick auf eine einmalige Landschaftskulisse frei. Dörfer, Wiesen, Äcker, Weiden, Wälder, durchschnitten von Strassen und Wegen, weiter oben einzelne Häuser und Hütten, Alpweiden, Felsen, Berge.

Die Landschaft ist strukturiert. Einzelne Flächen sind bereits gemäht und das Futter eingebracht, auf anderen steht das Gras noch. Wieder andere wurden geweidet oder schiessen schon wieder schön grün nach. Die Getreidefelder verfärben sich allmählich ins Gelbe mit der Aussicht auf eine reiche Ernte.

Einzelbäume, Hecken, kleine und grosse Waldpartien ordnen sich in die Landschaft ein. Was die Natur erschaffen und zur Verfügung gestellt hat, wurde in den vergangenen Jahrtausenden durch die Menschen zu ihrem Nutzen verändert und weiter entwickelt. Die Alphirten bewirtschafteten die Weiden oberhalb der Waldgrenze, die Bauern rodeten Flächen und urbarisierten sie. Die Menschheit wurde sesshaft und baute Dörfer und Städte.

Heute sind im Kanton Bern noch rund 6% der Bevölkerung in der Land- und Forstwirtschaft tätig. Die Zahlen schwanken natürlich recht stark, denn in sehr ländlich geprägten Gemeinden ist der Anteil der erwerbstätigen Bevölkerung im Primärsektor wesentlich höher als in den Agglomerationen rund um die Städte. Die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung trägt einen ganz wesentlichen Anteil bei zur Erfüllung der Oberziele der Schweizer Landwirtschaft, wie sie in der Bundesverfassung formuliert sind:

1. Sichere Versorgung der Bevölkerung mit gesunden Nahrungsmitteln
2. Erhaltung der naturnahen Lebensgrundlagen
3. Pflege der Kulturlandschaft
4. Dezentrale Besiedelung des Landes

5. Naturnahe, auf die langfristige Erhaltung der Lebensgrundlagen ausgerichtete Bewirtschaftung.

Die ersten vier Punkte sind im Landwirtschaftsartikel der Bundesverfassung (Art. 104) explizit erwähnt, der fünfte Punkt folgt aus den weiteren Bestimmungen dieses Verfassungsartikels und des Bundesgesetzes über die Landwirtschaft sowie den dazu gehörenden Verordnungen.

Ein Blick zurück

Das Bild der Landwirtschaft im Berner Oberland und damit auch in den Gemeinden rund um Thuner- und Brienzersee veränderte sich im Verlaufe der Zeit wesentlich. In der Schweiz und damit auch im Berner Oberland war die Landwirtschaft verschiedenen Krisen ausgesetzt. Immer wieder kam es vor, dass der Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse unter Druck ins Stocken kam, dass Überproduktion die Preise drückte und damit die Verschuldung der Landwirtschaft überhand nahm.

Mit der Aufnahme des Landwirtschaftsartikels in die Bundesverfassung und der Einführung des Bundesgesetzes über die Landwirtschaft im Jahr 1952 setzten die eidgenössischen Räte ein klares Zeichen. Die Produktion der Nahrungsmittel besorgten von nun an die Landwirte, und für den Absatz sorgte der Bund auf der Basis des neuen Gesetzes. Mit diesem Schritt wurden die Landwirte davon entbunden, selber für den Absatz ihrer Erzeugnisse besorgt zu sein. Bereits Ende der 70er Jahre erlitt dieses System erstmals Schiffbruch, und insbesondere die Milchproduktion musste vom Bund reglementarisch eingeschränkt werden durch die Einführung der Milchkontingentierung.

Die Nachkriegszeit war aber auch die Zeit des grossen wirtschaftlichen Aufschwungs. Im Gewerbe und in der Industrie lockten interessante Arbeitsbereiche mit geregelten Arbeitszeiten, höheren Löhnen und auch besseren Sozialleistungen. Viele Landwirte kehrten in dieser Zeit der «Scholle» den Rücken und gaben ihren Betrieb auf. Durch den Verlust von Arbeitskräften erlebte die Landwirtschaft einen gewaltigen Mechanisierungsschub. Die ersten Transporter, Heubearbeitungs- und Erntemaschinen kamen auf den Markt und erleichterten den Landwirten ihre Arbeit massiv. Natürlich hat die Technik auch ihren Preis. Landwirtschaftliche Zugkräfte sind (auch heute noch) verhältnismässig

teuer und erfordern viel flüssiges Kapital. So mussten sich viele Landwirtschaftsbetriebe mit dem Kauf der Maschinen recht stark verschulden.

Bereits Ende der 70er Jahre erkannte man beim Bund, dass in der Landwirtschaft weitere unheilvolle Entwicklungen begannen. So wurden Flächen in Hang- und Steillagen nicht mehr geschnitten und geweidet und Alpweiden nicht mehr bestossen. Man entschied sich dafür, den Landwirten für diese harte, aber sehr wichtige Arbeit Hangbeiträge und Sömmerungsbeiträge auszurichten. Damit konnte man der Vergandung, Verbuschung und Verwaldung des Kulturlandes mindestens teilweise Einhalt gebieten. Weitere staatliche Unterstützungsbeiträge (heute Direktzahlungen) folgten und ermöglichten den Bauernfamilien, ein einigermassen paritätisches Einkommen zu erwirtschaften.

Allerdings musste man vor rund 20 Jahren erkennen, dass die Zeiten der Absatzgarantie vorbei waren. Die schweizerische Agrarpolitik wurde auf eine völlig neue Basis gestellt, die auch den hohen Anforderungen des gesamten Welthandels (WTO) standhält. Heute ist es so, dass der Landwirt sein Produkt am Markt zu möglichst guten Preisen absetzen muss. Dabei sind sein Können und sein marktwirtschaftliches Geschick gefragt. Der Absatz von Landwirtschaftserzeugnissen wird heute im Vergleich zum früheren System nur noch geringfügig gestützt. Die Leistungen der Bauernfamilien für das Erreichen der in der Bundesverfassung formulierten Oberziele werden mit Direktzahlungen abgegolten und so das bäuerliche Einkommen gestützt. Heute herrscht also eine klare Trennung zwischen dem Absatz der Produkte am Markt und der Einkommenspolitik.

Schliesslich wollte die Schweizer Bevölkerung eine klare ökologische Ausrichtung der Landwirtschaft. Heute kann eine Bauernfamilie nur Direktzahlungen bekommen, wenn sie den sogenannten oekologischen Leistungsnachweis erbringt. Diese Grundanforderungen erbringen praktisch alle Landwirtschaftsbetriebe in der Schweiz. Viele Betriebe gehen aber in einzelnen Bereichen, beispielsweise in der Tierhaltung oder mit dem gesamten Betrieb, über diese Mindestanforderungen hinaus und produzieren für bestimmte Labels (IP-Suisse, Natura beef, Bio-Knospe usw.). Mit weiteren Programmen und Massnahmen von Bund und Kantonen wird versucht, die wertvollen Feuchtgebiete, Trockenstandorte und Moorlandschaften zu erhalten und der Verarmung der Biodiversität Einhalt zu gebieten. Ein ganzer Strauss von möglichen Massnah-

men und Anreizsystemen sind für die Landwirtschaft vorhanden. Trotzdem darf man nicht vergessen, dass eine ganz wesentliche Aufgabe der Bauern darin besteht, für die sichere Versorgung der Bevölkerung mit gesunden Nahrungsmitteln zu sorgen.

Zahlen und Fakten

Rund 20% der schweizerischen Landwirtschaftsbetriebe und auch der Sömmerungsbetriebe sind im Kanton Bern beheimatet. Das heisst konkret, dass im laufenden Jahr etwas weniger als 12'000 Landwirtschafts- und ca. 1'560 Sömmerungsbetriebe gezählt werden können. Seit vielen Jahren wird über die Entwicklung der Landwirtschaftsbetriebe und den von den Bauernfamilien bewirtschafteten Flächen und gehaltenen Tiere Buch geführt. Die nachfolgende Tabelle zeigt die Entwicklung der Berner Landwirtschaft zwischen 1990 und 2009 auf.

Siehe Tab. 1 Veränderung der Betriebszahl

Die Zahlen in der Tabelle zeigen die folgenden Entwicklungen auf:

- Abnahme der Landwirtschaftsbetriebe um 1/3 von ca. 18'000 auf ca. 12'000
- Zunahme der Anzahl Nebenerwerbsbetriebe im Verhältnis zu den Haupterwerbsbetrieben
- Starker Rückgang der ganz kleinen Betriebe und im Gegenzug Zunahme der Betriebe über 20 ha
- Zunahme der landwirtschaftlichen Nutzfläche pro Betrieb um 50%
- durchschnittlicher jährlicher Strukturwandel pro Jahr um 1.88%, was wohl leicht unter dem schweizerischen Mittel liegen dürfte

Betrachtet man das Berner Oberland inklusive den früheren Amtsbezirk Thun, so stellt man fest, dass im Jahr 2009 noch ca. 3'300 direktzahlungsberechtigte Betriebe erfasst waren. Direktzahlungsberechtigt ist ein Landwirtschaftsbetrieb, wenn er einen Mindestarbeitsaufwand von 0.25 standardisierten Arbeitskräften SAK aufweist. Um auf diese Grösse zu kommen, braucht es in einer Region mit praktisch ausschliesslicher Grünlandnutzung und Viehwirtschaft einen Betrieb mit 3–4 ha Land und ca. 4 Grossvieheinheiten GVE Vieh. Geht man von einem gleichbleibenden Strukturwandel aus, so hat es im Berner Oberland heute noch etwa 3'100 Betriebe, wovon ungefähr 2'400

Veränderung der Betriebszahl 1990 – 2009 nach Haupt-/Nebenerwerb und Grössenklassen

	1990	2000	2003	2004	2005	2007	2008	2009	ø jährliche Veränderungen in %		
									90 – 00	00 – 09	05 – 09
Betriebe total	18'439	14'150	13'374	13'040	12'973	12'625	12'424	12'167	-2.33	-1.56	-1.55
davon Haupterwerb	13'876	10'255	9'896	9'757	9'634	9'481	9'312	9'001	-2.61	-1.36	-1.64
davon Nebenerwerb	4'563	3'895	3'478	3'283	3'334	3'144	3'112	3'166	-1.46	-2.08	-1.26
bis 1 ha	328	222	163	156	162	166	171	191	-3.23	-1.55	4.48
1 bis 3 ha	2'383	585	467	360	386	382	370	329	-7.55	-4.86	-3.69
3 bis 10 ha	6'919	4'608	4'038	3'852	3'780	3'501	3'368	3'195	-3.34	-3.41	-3.87
10 bis 20 ha	7'146	6'289	6'016	5'937	5'858	5'641	5'512	5'377	-1.20	-1.61	-2.05
über 20 ha, 20 – 30 ha	1'663	2'446	2'690	2'735	1'967	2'073	2'127	2'161	4.71	-	2.47
über 30 ha					820	862	876	914			2.87
ø LN pro Betrieb	10.72	13.64	14.38	14.72	14.78	15.13	15.35	15.64	2.72	1.63	1.46

Veränderung der Anzahl Betriebe gegenüber Vorjahr	Bern:	-0.92%	-2.50%	-0.51%	-1.34%	-1.59%	-2.07%
	CH:	-2.30%	-2.13%	-1.30%	-1.64%	-1.41%	-1.41%

Tab. 1: Veränderung der Betriebszahl. Quelle: BFS

Haupterwerbsbetriebe sind. Diese Betriebe bewirtschaften gesamthaft eine Fläche von 44'000 ha oder durchschnittlich 13.40 ha pro Betrieb. Damit liegt das Berner Oberland unter dem kantonalen und schweizerischen Durchschnitt.

Strukturdaten Landwirtschaft Berner Oberland 2009

Amtsbezirk	2009 total	Haupt-erwerb	Neben-erwerb	LN total in ha	LN pro Betrieb
Frutigen	612	382	230	7489	12.24
Interlaken	489	259	230	5846	11.96
Niedersimmental	419	316	103	5954	14.21
Oberhasli	217	147	70	2734	12.60
Obersimmental	393	305	88	6635	16.88
Saanen	308	234	74	5356	17.39
Thun	871	597	274	10134	11.63
Total	3309	2240	1069	44148	13.34
Total Kanton Bern	12167	9001	3166	190324	15.64

Strukturdaten Landwirtschaft Berner Oberland 2005

Amtsbezirk	2005 total	Haupt-erwerb	Neben-erwerb	LN total in ha	LN pro Betrieb
Frutigen	670	347	323	7496	11.19
Interlaken	528	234	294	5809	11.00
Niedersimmental	440	301	139	5953	13.53
Oberhasli	247	141	106	2783	11.27
Obersimmental	422	305	117	6702	15.88
Saanen	324	221	103	5502	16.98
Thun	934	654	280	10177	10.90
Total	3565	2203	1362	44422	12.46
Total Kanton Bern	12973	9634	3339	191688	14.78

Differenz 2009–2005 Beo	-256	37	-293	-274	0.88
Differenz 2009–2005 Kanton	-806	-633	-173	-1364	0.87

Durchschnittlicher Strukturwandel im Berner Oberland ca. 1.8% pro Jahr, nicht alle Jahre gleich. Durchschnittlicher Strukturwandel im Kanton Bern ca. 1.55% pro Jahr, nicht alle Jahre gleich. Ca. 1250 Biobetriebe im ganzen Kanton, ausmachend etwas mehr als 10% aller Betriebe (2009). Kanton Bern 1990 = 18439 Betriebe, 2009 = 12167 Betriebe. Abnahme der Betriebe mit landwirtschaftlicher Nutzfläche bis 20 ha, Zunahme der Betriebe mit > 20 ha.

Tab. 2: Strukturdaten Landwirtschaft Berner Oberland

Auf die Frage, wie sich das Berner Oberland in der jüngsten Vergangenheit landwirtschaftlich entwickelt hat, gibt schliesslich die folgende Tabelle Auskunft, die einen Vergleich der Jahre 2005 und 2009 anstellt.

siehe Tab. 2: Strukturdaten Landwirtschaft Berner Oberland

Auf den Landwirtschaftsbetrieben im Berner Oberland arbeiten zurzeit knapp 9'000 Personen. Wirklich hauptberuflich (über 75% auf dem Betrieb) sind davon ca. 3'000 Personen. Es ist offensichtlich, dass sehr viele Betriebsleiterinnen und Betriebsleiter im Berner Oberland einem ausserlandwirtschaftlichen Erwerb nachgehen, weil das Einkommen aus der Landwirtschaft nicht ausreicht, um eine Familie angemessen zu versorgen und erhalten.

Von den 44'000 bewirtschafteten ha landwirtschaftliche Nutzfläche im Berner Oberland sind lediglich 3% offene Ackerflächen, auf denen Getreide, Hackfrüchte oder Mais angebaut werden. Weitere 5.5% der Nutzfläche werden als Kunstwiesen in die Fruchtfolge integriert. Etwa 90% der Flächen sind Naturwiesen oder Weiden. Diese Zahlen zeigen eindrücklich, dass die Grünlandnutzung mit Raufutter verzehrenden Nutztieren klar vorherrschend ist. Der Ackerbau hat in der Region eine untergeordnete Bedeutung. Das ist naheliegend, denn nur in den besten Lagen im Raum Thun-Reutigen-Wimmis wird noch regelmässig Ackerbau betrieben.

Es ist interessant zu sehen, welche Anteile der fast 40'000 ha Grünlandfläche wie genutzt wird. Etwa 10% der Wiesen werden extensiv (ohne Düngung) oder wenig intensiv (mässige Düngung) genutzt. Dazu kommen Heuwiesen im Sömmerungsgebiet, deren Futter auf die Heimbetriebe geführt und dort im Winter verfüttert wird. Nimmt man die extensiv genutzten Weiden dazu, kann man sagen, dass ca. 14% der Naturwiesen und -weiden besonders ökologisch genutzt werden.

siehe Tab. 3: Landwirtschaftliche Nutzfläche, Grünfläche

Im Berner Oberland, und damit natürlich auch in den Gemeinden rund um Thuner- und Brienzersee, haben also die Grünlandnutzung und die Alpwirtschaft eine zentrale Bedeutung. Es ist klar, dass das anfallende Futter der Wiesen und Weiden mit Raufutter verzehrenden Nutztieren verwertet wird. So ist

Landwirtschaftliche Nutzfläche, Grünfläche, in ha

Amtsbezirk	Total	Kunstwiesen	Naturwiesen					
		Total	Total	Extensiv genutzte Wiesen	wenig intensiv genutzte wiesen	übrige Dauerwiesen	Heuwiesen im Sömmerungs-gebiet	Weiden ohne Sömmerungs-weiden
Frutigen	7'423.61	4.66	7'418.95	409.67	307.45	4'682.01	205.38	1'814.44
Interlaken	5'769.63	55.64	5'713.99	422.97	288.78	4'343.08	39.45	619.71
Niedersimmental	5'716.82	240.73	5'476.09	259.70	202.68	3'880.34	98.24	1'035.13
Oberhasli	2'683.63	56.18	2'627.45	179.71	53.07	2'205.26	2.53	186.88
Obersimmental	6'522.52	8.18	6'514.34	568.07	226.19	3'958.45	146.83	1'614.80
Saanen	5'120.53	-	5'120.53	344.95	160.50	3'200.05	51.45	1'363.58
Thun	8'960.95	2'065.56	6'895.39	396.81	324.81	4'520.84	62.68	1'590.25
Total	42'197.69	2'430.95	39'766.74	2'581.88	1'563.48	26'790.03	606.56	8'224.79

Tab. 3: Landwirtschaftliche Nutzfläche, Grünfläche, in ha. Quelle: BFS

es nicht erstaunlich, dass die Tierhaltung einen zentralen Stellenwert einnimmt. Im Gebiet werden ca. 57'000 Grossvieheinheiten GVE Vieh gehalten.

Eine Milchkuh entspricht genau einer GVE. Alle anderen Tiere wie Kälber, Ziegen, Schafe, Alpakas, Hühner oder Damhirsche werden in GVE umgerechnet. Die nachfolgende Tabelle gibt einen Überblick über die Tierhaltung auf den Berner Oberländer Landwirtschaftsbetrieben. Es werden die Raufutterverzehrer aufgeführt, die Schweine und das Geflügel fehlen. Diese beiden Tiergattungen haben aber keine zentrale Bedeutung in der Region.

siehe Tab. 4: Nutztierbestände der Landwirtschaftsbetriebe

Die Landwirtschaft ist einem stetigen Strukturwandel unterworfen, wie die bereits aufgeführten Zahlen zeigen. Es ist interessant zu überprüfen, wie sich beispielsweise Fruchtfolgeflächen, der Anteil an Grünland, der Bestand an Milch- oder Mutterkühen, Schweinen und anderen Tierarten entwickelt hat. Die unten stehende Tabelle gibt einen Überblick für den gesamten Kanton Bern. Die Zahlen können aber durchaus auf das Berner Oberland und die Regionen um die beiden Seen übertragen werden.

siehe Tab. 5: Veränderung Flächennutzung und Nutztierbestand

Haupterwerbszweige und Alternativen

Wovon lebt die Bauernfamilie? Welche Produktionszweige können betrieben werden? Diese und weitere Fragen stellen sich, wenn man einen vertieften Blick die Region wirft. Zu den Haupterwerbszweigen gehören sicher

- Futterbauliche Grünlandnutzung
- Rindviehzucht und Milchproduktion (ca. 55 Mio kg)
- Fleischproduktion
- Alpwirtschaft
- Landschaftspflege

Die Erträge aus den Hauptbereichen Fleisch und Milch sowie den Direktzahlungen als Abgeltung für die gemeinwirtschaftlichen Leistungen machen den Hauptteil des Einkommens für die Bauernfamilien aus. Die Entwicklung auf den Märkten im In- und Ausland zeigen aber, dass gerade die Hauptbereiche

Nutztierbestände der Landwirtschaftsbetriebe, Raufutter Verzehrer

Amtsbezirk		Rindvieh					Pferdegattung			Schafe		Ziegen	
	Nutztier-halter	Halter	Bestand	davon Kühe	davon Milch-kühe	davon andere Kühe	Halter	Pferde	Übrige Einhufer	Halter	Bestand	Halter	Bestand
Frutigen	610	582	15'476	5'814	5'302	512	48	151	105	82	1'755	199	1'152
Interlaken	483	434	10'164	4'476	3'999	477	37	165	67	82	2'494	149	1'432
Niedersimmental	415	388	13'332	5'339	5'067	272	47	156	104	33	923	99	755
Oberhasli	216	183	5'303	2'242	2'005	237	11	36	42	53	3'604	47	581
Obersimmental	393	379	11'981	4'685	4'281	404	29	81	73	37	1'312	102	1'009
Saanen	301	288	7'717	3'511	3'316	195	20	72	29	25	967	63	448
Thun	853	797	21'800	10'211	9'244	967	133	492	215	173	5'331	140	1'344
Total	3'271	3'051	85'773	36'278	33'214	3'064	325	1'153	635	485	16'386	799	6'721

Tab. 4: Nutztierbestände der Landwirtschaftsbetriebe, Raufutter Verzehrer. Quelle: BFS

Milch – der Milchproduzent bekommt für ein kg konventionell produzierte Milch noch gut 50 Rappen! – und Fleisch unter Druck geraten. Da bekommt das Schlagwort «Diversifikation» einen neuen, wichtigen Stellenwert. In jüngster Zeit suchen viele Landwirte nach sinnvollen Alternativen, nach Nischen, um sich ein zusätzliches Standbein zu erarbeiten. Es geht um die Bereiche

Veränderung Flächennutzung und Nutztierbestand 2000–2009

		2000	2005	2009
LN total	ha	193'001	191'688	190'324
Offene Ackerfläche	ha	52'501	51'072	48'118
Anteil an LN		27.20 %	26.64 %	25.28 %
Fläche in Fruchtfolge[1]	ha	88'235	86'517	85'055
Anteil an LN		45.72 %	45.13 %	44.69 %
Dauergrünfläche	ha	102'666	103'095	103'155
Anteil an LN		53.19 %	53.78 %	54.20 %
Brotgetreide	ha	14'788	13'706	13'091
Futtergetreide inkl. Körnermais	ha	16'854	18'831	12'182
Freilandgemüse	ha	1'272	1'371	1'673
Kartoffeln	ha	5'109	4'491	4'057
Zuckerrüben	ha	3'747	3'837	4'125
Raps	ha	1'915	1'812	2'048
Silo- und Grünmais	ha	6'862	7'600	7'991
Tierbestand	GVE	247'888	245'766	254'200
pro ha LN	GVE	1.28	1.28	1.34
Raufutter-GVE	GVE	206'932	203'803	213'173
«Kraftfutter-» GVE[2]	GVE	39'992	41'797	40'834
Bestand Kühe	Stk.	144'422	141'762	143'481
Bestand Pferde	Stk.	9'874	10'277	10'740
Bestand Schweine	Stk.	259'782	274'538	270'849
davon Mutterschweine	Stk.	26'905	27'750	26'445

[1] Offene Ackerflächen + Kunstwiesen, [2] Schweine und Geflügel

Tab. 5: Veränderung Flächennutzung und Nutztierbestand. Quelle: BFS

- Agrotourismus
- Nischen wie Kräuter, Beeren, Lamas etc.
- Innovationen (Glace, Golden Ei, etc.)
- Regionale Initiativen

Sicher muss es ein Ziel sein, die Rohstoffe nach Möglichkeit in der Region zu verarbeiten und damit einen höheren Anteil der Wertschöpfung behalten zu können. Äusserst wichtig ist es, dass sich Landwirte, Vermarkter, Detailhandel, Hotel- und Restaurantgewerbe sowie Touristiker zusammenfinden und zusammen an einem Strick ziehen. Da ist sicher Entwicklungspotenzial vorhanden. Die Umsetzung von Ideen in diesem Bereich ist oft beschwerlich und nicht gefeit vor Rückschlägen.

Die Alpwirtschaft

I ha di gärn, mys lieben Alpli,
we d'vor mer zue ir Sunne steisch!
Am schönschte, düechts mi, sigsch im Summer,
grad denn we ds Bluemechleidli treisch.

Diese Zeilen des Jodelliederkomponisten und Textdichters Adolf Stähli aus Oberhofen zeigt auf, wie die Alpenwelt auf uns Menschen wirkt. Wir lieben die Urtümlichkeit, die vielfältige Blumenpracht, die reine Luft und die Ruhe unserer Alpweiden über alles. Dies ist aber nur die eine Seite. Auf der anderen Seite werden unsere Alpweiden wirtschaftlich genutzt. An erster Stelle steht da natürlich die Nutzung durch die Landwirtschaft. Aber auch die touristische Sommer- und Winternutzung darf nicht vergessen werden. Sie ist gerade im Berner Oberland und der Region um die Seen bedeutend.

Wer etwas bearbeiten, bewirtschaften und damit nutzen will, setzt sich immer Ziele. Die Ziele können für die Alpwirtschaft von drei Ansätzen aus formuliert werden, die zusammen die Nachhaltigkeit ausmachen.

Die Alpen ökonomisch sinnvoll nutzen heisst, dass die Alpweiden eine angemessene Ernährung der Weidetiere garantieren, dass wertvolle, qualitativ hochwertige und gesunde Lebensmittel naturnah produziert werden und dass die Ertragsfähigkeit und Schönheit der alpinen Kulturlandschaft langfristig gesichert wird.

Die Alpen ökologisch angepasst nutzen heisst, dass sie so genutzt werden, wie es den Klima-, Boden- und Geländeverhältnissen auf die Dauer entspricht und dass sich die vielfältigen Pflanzen und Tiere und ihre Lebensgemeinschaften und Lebensräume nachhaltig halten und entwickeln können.

Gesellschaftlich nachhaltig genutzt werden die Alpen, wenn dem Menschen darin Freiräume gelassen werden, die es ihm ermöglichen, im inneren und äusseren Gleichgewicht zu bleiben und seine Kräfte zu nutzen, ohne seine Substanz zu verbrauchen.

Oft wird die Frage gestellt, welchen Nutzen denn die Alpwirtschaft für den Einzelbetrieb und die Allgemeinheit hat. Die Frage ist berechtigt, wenn man weiss, wie arbeitsintensiv die Alpwirtschaft ist und welche zusätzlichen Kosten für die Bauernfamilien anfallen. Der Nutzen der Alpwirtschaft zeigt sich in vielerlei Bereichen.

Für den einzelnen Landwirtschaftsbetrieb verbessert die Sömmerungsmöglichkeit die Futtergrundlage ganz entscheidend. Je nach Dauer der Alpzeit macht das Weidefutter der Sömmerungsweide einen Anteil von 20 bis 35% aus. Während die Tiere auf der Alp weiden, kann auf dem Heimbetrieb Futter für den Winter konserviert werden. Durch die Sömmerung wird also der Heimbetrieb entlastet, und es können gesamthaft mehr Tiere gehalten werden. Dies wiederum verbessert das Einkommen des Landwirtschaftsbetriebs, das zu einem bedeutenden Anteil über die Tiere generiert wird.

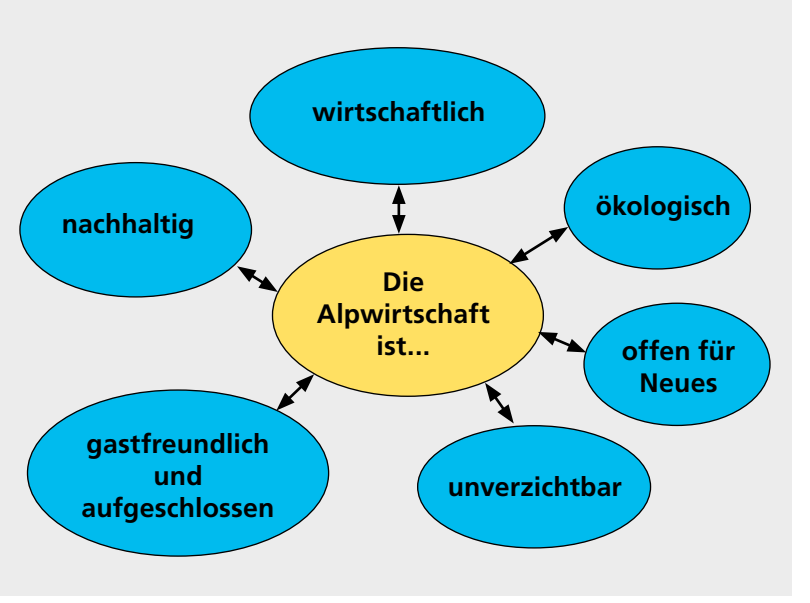
Auf der Alp werden, ganz den allgemeinen Zielsetzungen der Alpwirtschaft folgend, wertvolle und qualitativ hoch stehende Alpprodukte hergestellt. Die Wertschöpfung aus der Alpmilch über die Produktion von Mutschli, Alp- und Hobelkäse, Butter, Ziger und weiteren wertvollen Nahrungsmitteln ist vergleichsweise hoch. So bringt die Alpwirtschaft praktisch jedem Betrieb ein zusätzliches Einkommen, wenn die Qualität stimmt und die Produkte direkt oder über Partner vermarktet werden kann.

Die Alpwirtschaft bringt aber nicht nur für die einzelnen Landwirtschaftsbetriebe, sondern auch für den Tourismus einen wesentlichen Nutzen. Mit der nachhaltigen alpwirtschaftlichen Nutzung tragen die Bewirtschafter dazu bei, dass die Landschaft weiterhin strukturiert ist, dass die Weidegebiete nicht ver-

buschen, verwalden und verganden und dass sich die für Flora und Fauna wichtigen Lebensräume erhalten und entwickeln können. Ziel einer angepassten Alpnutzung ist es unter anderem möglich, der nächsten Generation ein ganz bedeutendes und wertvolles Erbe gebrauchsfähig und intakt zu erhalten.

Ob all der wirtschaftlichen Aspekte darf man nicht vergessen, dass Alpwirtschaft auch Kultur bedeutet. Überall auf den Alpen findet man Zeugen einer althergebrachten und noch heute gelebten Kultur. Das Herz des Älplers schlägt höher, wenn er seinen Tieren die grossen Zügeltreicheln und -glocken umhängt und den Weg auf die Alp antritt. Im Herbst kommen die Tiere stolz, wohlgenährt und geschmückt mit Blumen wieder von der Alp ins Tal herunter. Nicht nur der Glocken- und Blumenschmuck der Tiere, sondern auch die Hütten, Einrichtungen und Inschriften zeugen von einer gelebten Kultur. Alpkultur gehört auch heute noch untrennbar zur Alpwirtschaft und die Bräuche erfreuen sowohl die Älplerinnen und Älpler selber wie auch die Touristen aus nah und fern.

Das heutige Bild der Alpwirtschaft kann ungefähr so zusammengefasst werden:



Grafik: Nachhaltige Alpnutzung

Die Alpwirtschaft ist aus unserer Region nicht wegzudenken. Die Möglichkeit, das Vieh auf den ausgedehnten Alpweiden sömmern zu können, ist für einen Grossteil der Landwirtschaftsbetriebe von essenzieller Bedeutung. Durch die Verbindung von Wirtschaftlichkeit, Brauchtum und hergebrachter Alpkultur mit der Moderne kann die Alpwirtschaft ihren wichtigen Stellenwert auch in Zukunft behaupten

Ein Ausblick

Die Landwirtschaft hat in unserem Land und insbesondere im Berner Oberland und der Region um die Seen einen hohen Stellenwert. Die Bauernfamilien produzieren Nahrungsmittel für die Wohnbevölkerung und die Gäste und leisten mit der Bewirtschaftung der Nutzflächen und Sömmerungsweiden einen entscheidend wichtigen Anteil zur Gestaltung der Landschaft und der Erhaltung von Lebensräumen. Das ist in einer touristisch genutzten Region besonders wichtig und gefragt.

Die Zahlen zum Strukturwandel zeigen aber klar, dass es immer weniger Bauern sind, die diese Leistungen erbringen müssen. Der einzelne Betrieb wächst, die verfügbaren Arbeitskräfte nehmen ab, und die Belastung der Bauernfamilie nimmt zu. So stellt sich manch einer die bange Frage, was die Zukunft wohl bringen werde. Tatsächlich kommen auf die Bauern weitere wichtige Veränderungen zu.

- Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse werden in einem teuren Umfeld immer schlechter bezahlt, wobei die Qualitätsanforderungen und -ansprüche natürlich sehr hoch bleiben.
- Immer weniger Leute müssen immer grössere Betriebe möglichst rationell und wirtschaftlich führen.
- Das Direktzahlungssystem des Bundes wird im Moment umgekrempelt und wird für die Landwirtschaftsbetriebe Veränderungen bringen, die sicher nicht nur positiv sein werden.
- Die Nachfolge ist lange nicht auf allen Höfen gesichert.

Und trotzdem: Fehlte die Landwirtschaft, fehlte ein ganz entscheidender Teil. Nur zusammen mit der Landwirtschaft können die anderen Sektoren wie das Gewerbe oder der Tourismus sich voll entfalten und längerfristig überleben. Deshalb ist es wichtig, dass alle Akteure aufeinander zugehen und die Zukunft

gemeinsam anpacken. In diesem Sinn verspreche ich mir für die Zukunft eine gute Landwirtschaft, wenn sie selber an sich glaubt und die Gesellschaft ihr den entsprechenden Stellenwert zubilligt.

Sicht auf den Thunersee von der Alp Leissigbärgli. Foto: Martin Jutzeler

Vier Betriebsspiegel

Die folgenden Beiträge stellen ausgewählte Landwirtschaftsbetriebe an der Aare, am Thunersee und Brienzersee vor. Diese Betriebsspiegel sind aufgrund eines Erhebungsbogens sowie eines Besuches auf den Höfen entstanden. Die Texte wurden zusammen mit den besuchten Bauernfamilien verfasst.

Landwirtschaftlicher Betrieb von Familie Balmer, Interlaken

Ueli Balmer, geboren 1973, führt mit seiner Frau Marlis, geboren 1978, Pflegefachfrau, Bäuerin, und den zwei Kindern, Noemie (2004) und Luana (2006) den mittelgrossen, von den Eltern 2003 erworbenen Betrieb an der Lanzenen, Interlaken. Ueli Balmer ist gelernter Landwirt und Landmaschinenmechaniker.

Der Bio-Hof liegt 567 m ü. M. und stösst an die Aare sowie an den Entwässerungsgraben für das angrenzende Wilderswiler Moos. Bewirtschaftet wer-

Familie Balmer: Ueli und Ehefrau Marlis mit den Töchtern Noemi und Luana

Die Eltern Heidi und Daniel Balmer

Hofansicht mit Eisenbahnbrücke der Zentralbahn

den insgesamt 10 Parzellen auf dem Flugplatz, auf der Höhenmatte, im Areal des Restaurants «Des Alpes» sowie in der Geissgasse; dieses Pachtland macht total rund 22 ha aus. Um den Hof herum hat es eine 160 a grosse Halbtagesweide für die 15 Milchkühe (mehrheitlich Simmental, wenig eingekreuzt) und Hühner. Wohnhaus und Ökonomiegebäude befinden sich auf rund 1 ha eigenem Land.

Die Betriebsweise ist organisch-biologisch, das heisst Verzicht auf chemisch-synthetische Dünge- und Spritzmittel, sowie vorbeugenden Antibiotikaeinsatz. Gülleausbringung auf der Höhematte ist nur im Frühling mit Schleppschlauchsystem erlaubt (weniger Geruch und Sichtbarkeit).

Auf der Alp Ausser-Iselten, südlich der Schynigen Platte gelegen, bestehen 5 ¾ Kuhrechte, welche mit 3 Kühen und dem Aufzuchtvieh genutzt werden.

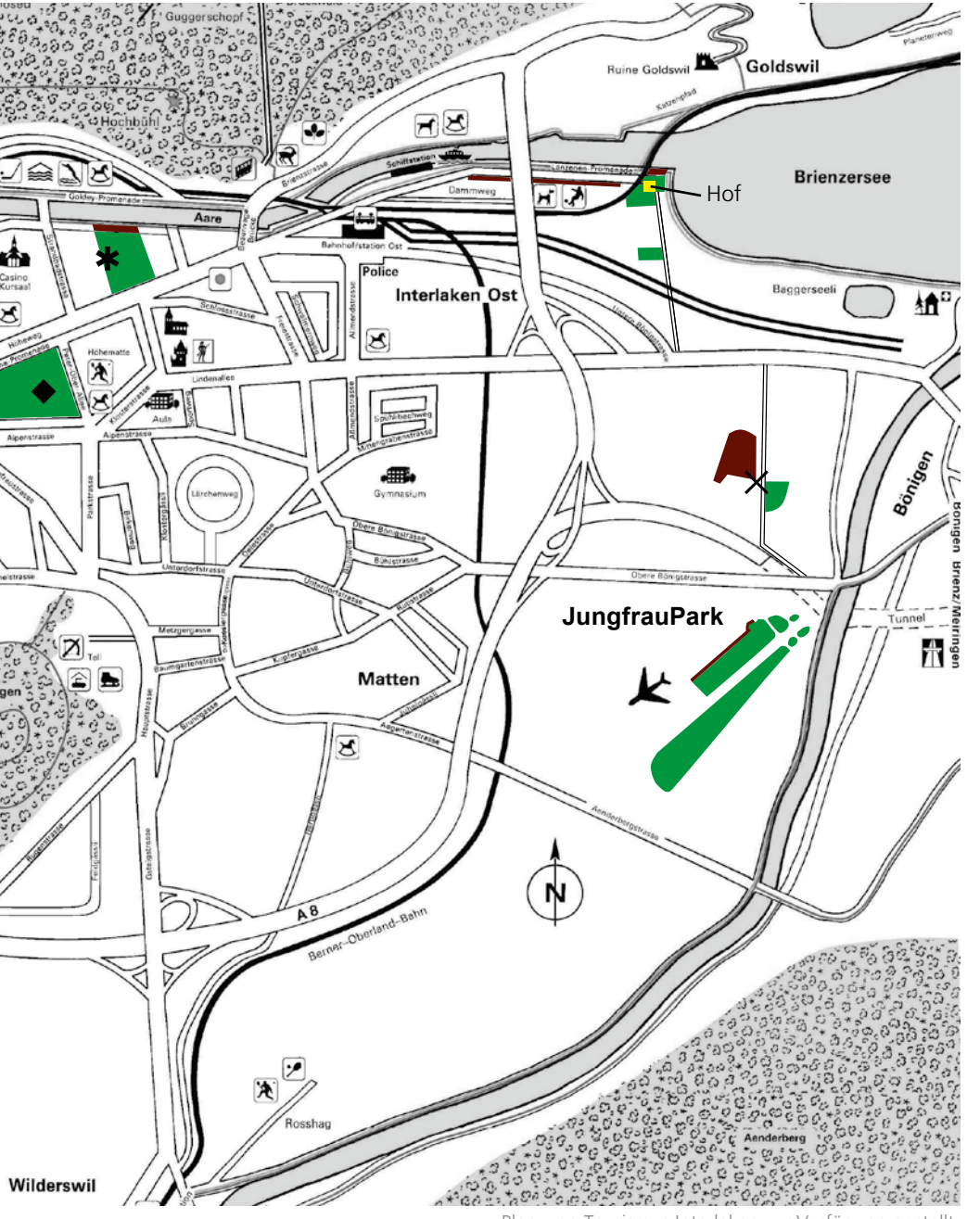
Zum Betrieb gehören ca. 80 Aren Wald, dessen Holz zum Heizen und zur Warmwassererzeugung verwendet wird. Der Verkauf von Holz ist eher gering. Entsprechend der Grösse des Betriebes, rund 180 Stellenprozente, reicht das Einkommen aus der Landwirtschaft knapp.
Ein Lieferrecht für 80 000 kg pro Jahr besteht beim CH-Biomilchpool, was den Haupterwerb ausmacht.

Standbeine des Nebenerwerbs sind:
– Landvermietung für verschiedene Events, zum Beispiel Greenfield-Festival, eidgenössisches Jodlerfest, Trucker & Country usw.
– Hofbesichtigungen («Farm-Tours», zur Zeit vor allem für Touristen aus Indien und Arabischen Emiraten, die sich für Tiere und den Betrieb interessieren.)
– Entschädigungen für Pflegekinderbetreuung: Eine von den Sozialämtern beauftragte Organisation, der Balmers angeschlossen sind, vermittelt Pflegekinder.
– Zusätzliches Einkommen bringt der Verkauf von Bio-Milch, Bio-Eiern und Alpkäse.

Für die Kinder ist die Umgebung nie langweilig.

Naturwiese

Öko-Elemente



Plan: von Tourismus Interlaken zur Verfügung gestellt.

◆ Höhematte ✱ Des-Alpes-Areal ✕ Nähe Geissgasse

Für besondere Leistungen werden Direktzahlungen entrichtet, zum Beispiel für

- Ökoflächen (Schnittzeitpunkte sind vorgegeben, Artenvielfalt wird kontrolliert, Düngemöglichkeiten sind beschränkt.)
- ca. 20 Hochstammobstbäume, einschliesslich Nussbäumen, diese dienen dem Schutz der Umwelt, insbesondere der Natur (für Vögel, Insekten)
- Hecken (ebenso wichtig für Kleintiere)
- regelmässigen Auslauf im Freien
- BTS (BTS=besonders tierfreundliche Stallsysteme wie Laufställe für Rinder)

Das Brienzersee Dampfschiff «Lötschberg» auf der Aare ganz nahe an der Hofstatt in der Lanzenen vorbeifahrend, unterwegs in den Brienzersee.

Weide im Osten des Hofs

Mutter mit Töchterchen, Hund Karli

Balmers freilaufende Hühner

Der Arbeitsaufwand ist beachtlich: am Morgen 3, tagsüber 5 und abends 3 Stunden. Der pensionierte Vater Daniel, Mutter Heidi und die Kinder helfen mit. Da die Mitarbeit der Eltern seit November 2011 ausfällt, wurde jemand angestellt. Arbeitsspitzen gibt es vor allem von März bis Juni. Für eine Auszeit – Ferien oder Militärdienst – kann der Betriebshelferdienst eingesetzt werden. Für Mitglieder der Organisation beträgt der Tagesansatz Fr. 155.– pro Person. Das Verhältnis zu Kollegen in der Nachbarschaft ist gut, man leiht sich gegenseitig Maschinen aus. Balmers Betrieb ist der einzige Vollerwerbsbetrieb in der Gemeinde Interlaken.

Eingrasen in der Abendsonne

Der administrative Aufwand ist eher gross, auch wenn der Computer und der heutzutage unentbehrliche Internetanschluss diese Büroarbeiten erleichtern.

Die Nachfolgeregelung ist angesichts des Alters des Betriebsleiters noch nicht aktuell.

Zu den schönen Seiten des Berufes gehören die Naturverbundenheit, die Vielseitigkeit und die Selbstständigkeit.

Weniger positiv sind der administrative Aufwand, die vielen Vorschriften und die Verpflichtung (weil Pachtland), Land für Events zur Verfügung zu stellen.

Als Pläne sind der Umbau der Scheune zu einem Laufstall für die Milchkühe und Rinder zu erwähnen.

Wanderweg an der Aare, direkt an Balmers Weide angrenzend

Kontakt: uelisi@yahoo.de
Fotos: Ernest Wälti

Der Landwirtschaftsbetrieb von Familie Brenzikofer im Ghei in Einigen, Gemeinde Spiez

Klaus Brenzikofer, geboren 1954, Landwirt mit Meisterdiplom, bewirtschaftet zusammen mit seiner Frau Marianne und dem 25-jährigen Sohn den vor dreissig Jahren von den Eltern erworbenen Vollerwerbsbetrieb Ghei* in Einigen, Gemeinde Spiez. Die Eltern sind inzwischen verstorben. Neben Tochter Valerie lebt Michael, gelernter Landwirt, zu Hause; er bildet sich zurzeit weiter.

Familie Brenzikofer

*Ghei oder Gehei, vom mittelalterlichen heie; bezeichnet einen zum Schutz vor dem Weidgang des Viehs eingehegten Wald.

Der Hof mit sechs mehrfach zerschnittenen Parzellen liegt in der Hügelzone auf 620 m ü.M. und umfasst 24 ha, mit Uferanstoss. Am See hat es mehrere Streifen Wald, dessen Holz für die Heizung verwendet wird; Kulturland grenzt

Hof im Ghei

nicht direkt an den See. Grünland – Mähwiesen und Silomais – sind die hauptsächlichsten Kulturen. Bei der hier betriebenen integrierten Produktion IP werden Hilfsstoffe erst wenn unbedingt nötig eingesetzt, d. h. um Schäden zu vermeiden. Verlangt wird ein ökologischer Leistungsnachweis ÖLN. Um Direktzahlungen zu erhalten, ist eine Selbstdeklaration einzureichen, die kontrolliert wird. Zum ÖLN gehören z. B. Hochstammbäume, kleine Gräben und Felder, wo man das Gras absamen lässt. Der Boden wird von Zeit zu Zeit kontrolliert, um die Nährstoffbilanz zu erstellen. Gülle wird fast flächendeckend mit sogenannten Schleppschläuchen auf die Felder verteilt. So wird die Ammoniakbelastung der Luft reduziert und der Jauchegeruch wird ebenfalls gemildert.

Als Tiere werden Milchkühe – mit Nachzucht – gehalten. Die jährliche Milchproduktion beträgt ca. 200 000 Liter. Die Rinder werden auf der Alp Blasenweide in Krattigen gesömmert.

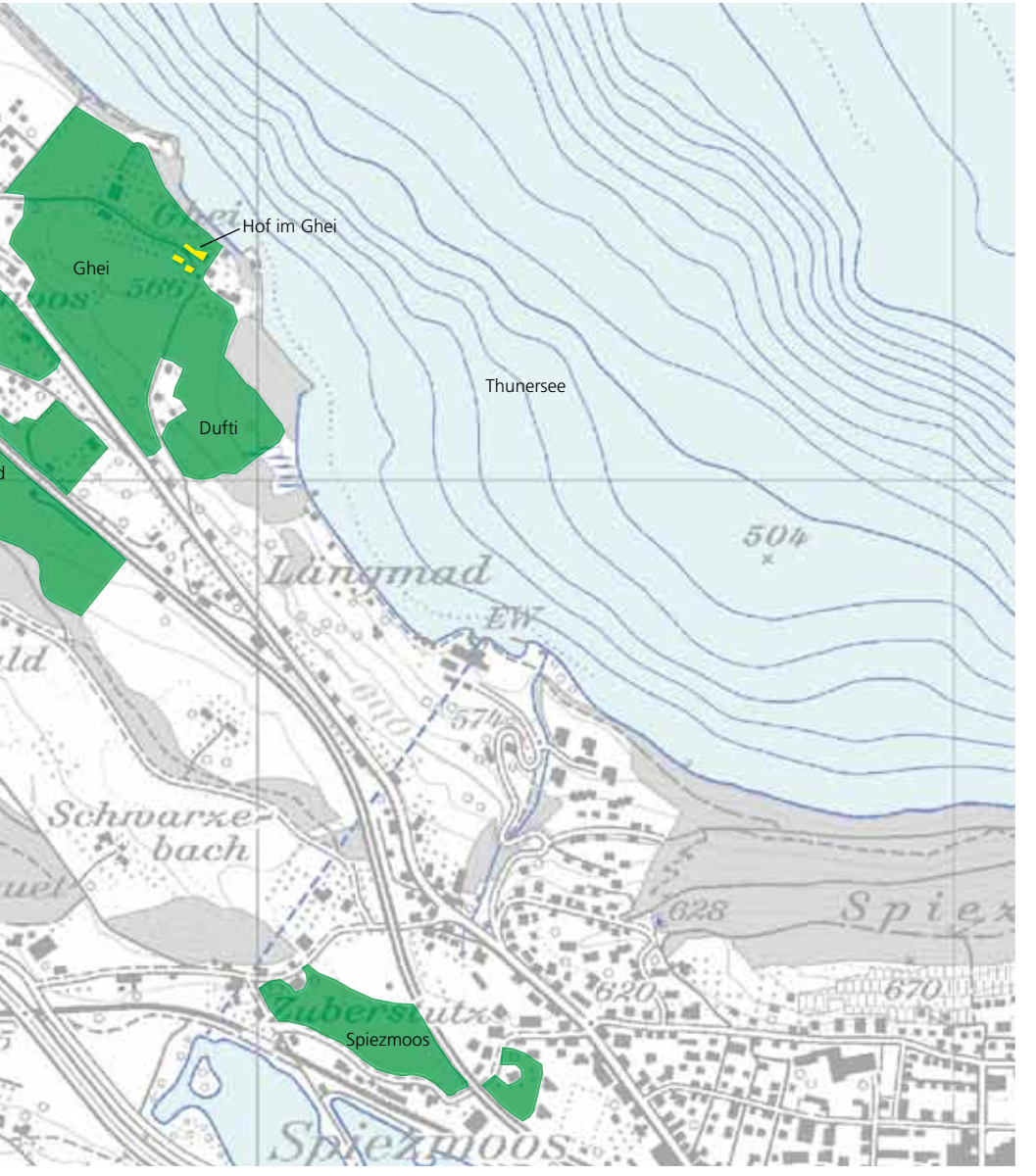
Betriebsleiter Klaus Brenzikofer

Der Nachwuchs wird neugierig beschnuppert.

Jährlich werden auf dem Betrieb verschiedene Kontrollen durchgeführt. Die wichtigste ist die Kontrolle des ökologischen Leistungsnachweises.

Dazu kommen unangemeldete Tierschutzkontrollen, verschiedene Labelkontrollen, aber auch von Zeit zu Zeit die blaue Kontrolle, bei der der Einsatz von Medikamenten (hier besteht eine Aufzeichnungspflicht) kontrolliert wird.

Quelle der Karte: Amt für Landwirtschaft und Natur des Kantons Bern, Abteilung Direktzahlungen


Hof im Ghei
Ghei
Dufti
Thunersee
Längmad
Schwarze-
bach
Spiezmoos
Spiezmoos
504
574
628
620
670

Naturwiese

Vorne Moosgraben, hinten Biotop, Sumpf, Hochstammbäume

Baumkunst, Niesen

Schleppschlauchsystem

Weide mit Blick auf Thunersee und Niederhorn

Für die Umwelt wird einiges getan: Zum Beispiel werden alte, abgestorbene Bäume stehen gelassen, diese dienen verschiedenen Insekten als Lebensraum; oder eine sumpfige Wiese darf als Moos, als kleines Biotop, bestehen bleiben. Die Biodiversität* des Betriebes ist mit 18,5 Punkten eingestuft (erforderlich sind im Moment mindestens 12 Punkte).

Für die recht zeitaufwendigen administrativen Arbeiten steht ein Computer zur Verfügung. Heute läuft fast alles über den PC, insbesondere sämtliche Aufzeichnungen, im Bereich der Direktzahlungen, aber auch die Registrierung sowie die An- und Abmeldung der Nutztiere.

Zu den schönen Seiten dieses Berufes gehört das Arbeiten im Freien. Belastend sind die hohen Präsenzzeiten, die die Haltung und Pflege der Milchkühe erfordern.

Die Nachfolge ist geregelt, d.h. Michael, jetzt noch auf dem Hof angestellt, wird dereinst mit grosser Wahrscheinlichkeit den Hof übernehmen.

* Biodiversität ist die Vielfalt des Lebens auf drei Ebenen – Lebensräume: Wasser, Wald, alpiner Raum; Arten: Tiere, Pflanzen, Pilze, Mikroorganismen; Gene: Rassen oder Sorten von wildlebenden und genutzten Arten. Quelle: Google

Längerfristig wird eine Vergrösserung des Betriebes angestrebt. Eine ausreichende Stallkapazität wäre mit dem 2007 neu erstellten Boxenlaufstall bereits vorhanden. 2012 laufen die alten Tierschutzvorschriften ab. Die neuen werden strenger sein, was zur Folge hat, dass einige Betriebe aufgeben werden, weil die anstehenden Investitionskosten zur Anpassung an die neuen Vorschriften zu hoch sind. Aber trotzdem: Freiwerdendes Kulturland ist rar und sehr gesucht.

Das Einkommen aus dem Betrieb reicht knapp; zur Ergänzung arbeitet Frau Brenzikofer ausser Haus im Pflegebereich zu 50 %. Klaus Brenzikofer erzielt einen Nebenerwerb als Gemeinderat, wo er das Amt des Bauvorstehers der Gemeinde Spiez ausübt.

Ohne Direktzahlungen könnte auch der Landwirtschaftsbetrieb der Familie Brenzikofer nicht exsistieren. Neben der Grundzahlung bekommt der Betrieb noch zusätzliche Beiträge für besonders tierfreundliche Haltung; Alle Tiere werden in tiergerechten Freilaufställen mit täglichem Weidegang gehalten. Offene Gräben, Biotope und extensive Weiden werden ebenfalls zusätzlich abgegolten.

Wohnhaus mit Ökonomie und den beiden Berner Sennenhunden Bäri und Balu

Zum Znacht feiner Mais

Der Nachwuchs wohnt noch im Iglu

Fahrsiloanlage. Rechts gefüllt mit Gras. Links noch leer für Mais

Produkte – im Direktverkauf vom Hof – sind neben der Milch, Kirschen, Zwetschgen und Würste.

Das Verhältnis zu Kollegen im Dorf ist gut. Wenn nötig, hilft man sich gegenseitig, sei es in Form von Arbeitsleistungen, von Futterlieferungen, Benutzung von Geräten, Maschinen usw.).

Die Weide «Dufti»

Fotos: Klaus Brenzikofer, Ernest Wälti

Der Landwirtschaftsbetrieb von Angelika Stähli und Bernhard und Barbara Fuchs-Streun, Brienz

Bernhard Fuchs führt mit seiner Frau Barbara und den fünf Kindern – Silvia, Simon, Andrea, Irina und Sandra – im Alter zwischen 4 und 12 Jahren, zusammen mit Angelika Stähli den mittelgrossen Vollerwerbsbetrieb mit biologischer Produktion auf ca. 570 m. ü. M., mehrheitlich in Zone 1, vereinzelte Parzellen bis in Zone 4, z. B. Axalp.

Bernhard und Barbara Fuchs mit ihren 5 Kindern

Dazu kommen verschiedene Parzellen in der Umgebung von Brienz und Vorweiden im Brienzerberg. Es besteht kein Seeanstoss, jedoch hat es Parzellen auf dem Aareboden (Aarevorland) in Brienz. Weitere Landstücke auf dem Brienzerberg, auf der Axalp und in der Umgebung von Brienz gehören zum Betrieb. Als Betriebsgemeinschaft mit Familie Stähli sind es insgesamt 39 ha auf 25 Parzellen. Grünland, Mais und Weihnachtsbäume sind die hauptsächlichsten Kulturen.

Durch den Zusammenschluss der Betriebe Stähli und Fuchs im Jahr 1992 entstand die Betriebsgemeinschaft (BG) Stähli und Fuchs. Seit dem Unfalltod von Mitbegründer Peter Stähli vor sieben Jahren nimmt seine Frau Angelika, Hotel-

Links: Hanspeter Fuchs und Sohn Bernhard. Rechts: Angelika Stähli mit Bernhard Fuchs

fachfrau, als Auslandschweizerin in Ostberlin aufgewachsen, eine wichtige Funktion in der Betriebsführung ein. In naher Zukunft ist vorgesehen, dass ihr Sohn Peter ihre Nachfolge antreten wird. Eine Bertriebsgemeischaft BG erfordert eine enge Zusammenarbeit unter den Partnern und ist deshalb in gewissem Sinne mit einer Ehe zu vergleichen.

Die BG besitzt Vieh und Fahrhabe, die Liegenschaften hingegen werden von den Familien Stähli und Fuchs oder auch von Drittpersonen gepachtet. Für deren Unterhalt sind die jeweiligen Eigentümer bzw. Pächter selber verantwortlich.

Ein Lehrling wird ausgebildet. Unentbehrlich ist die Mitarbeit von Vater Hanspeter Fuchs. Die Alp Oltscheren wird von Stählis Sohn Peter und seiner Freundin Marianne Graf besorgt.

Als Tiere werden 70 Rinder (23 Milchkühe, 50 Jungvieh – Kälber und Rinder), 180 Schweine, 15 Ziegen und 8 Mutterschafe gehalten. Die Milchmenge beträgt ca. 100 000 kg. Die Kühe werden auf Oltscheren gesömmert, die Rinder mehrheitlich auf der Axalp, weitere im Simmental.

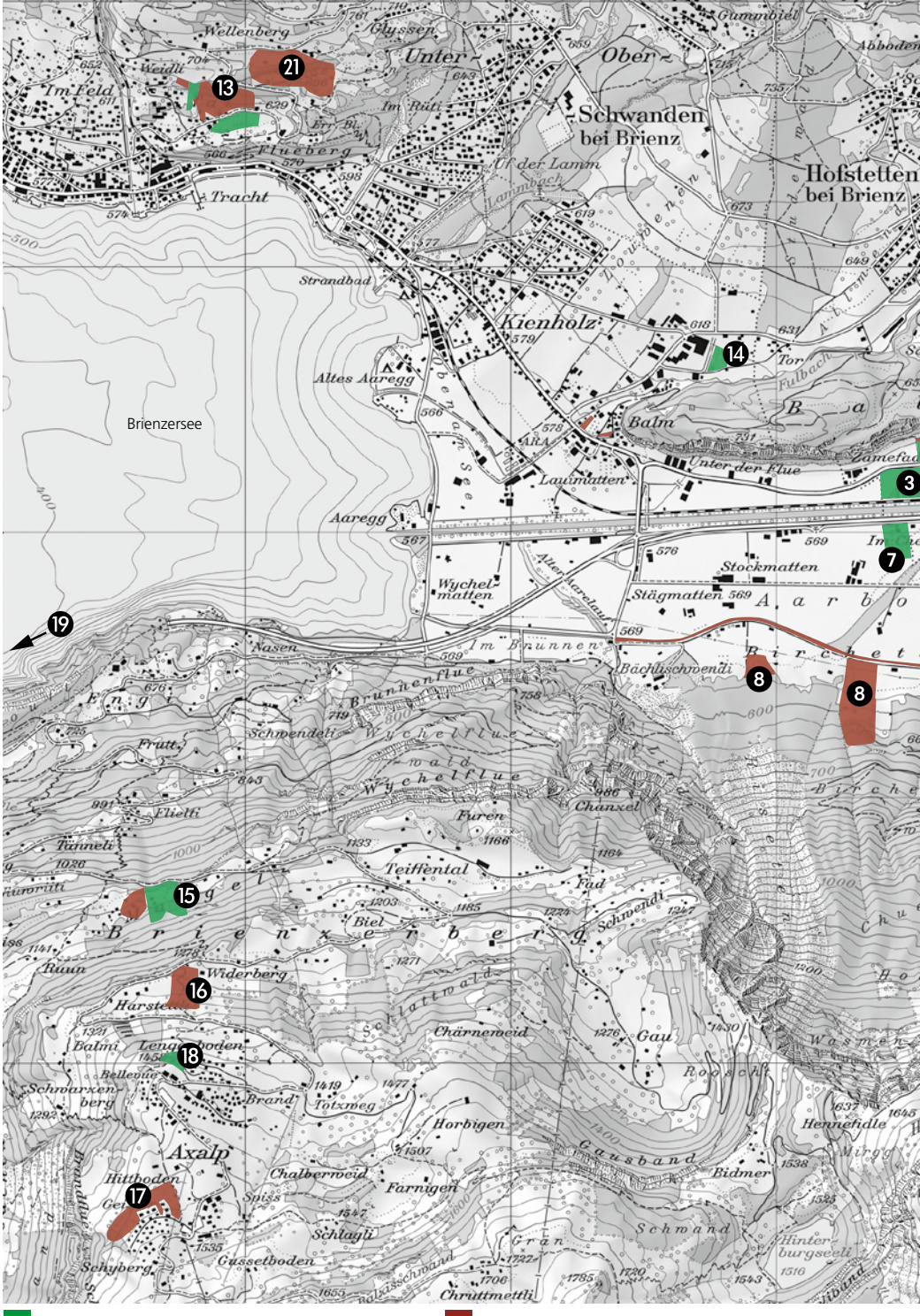
Durch die Herstellung von Käse kann eine bessere Wertschöpfung erzielt werden; nicht zu unterschätzen ist aber der damit verbundene Arbeitsmehraufwand. Der grösste Teil des Käses wird im Direktverkauf an Wiederverkäufer geliefert; es sind pro Jahr ca. 3000 Stück Brienzer Mutschli oder ca. 2,5 t; dazu kommt der Alpkäse mit rund 1,4 t in Form von 160 Laiben.

Als Fleisch wird Bio-Weide-Beef verkauft, ein Label der Migros, wo die artgerechte Haltung mit täglicher Weide im Mittelpunkt steht. Das Schweinefleisch gelangt über einen Vermarkter grösstenteils zu Coop, wo es im Verkaufsregal als Bioschweinefleisch gekauft werden kann.

Mit dem Verlegen von Leitungen (Wasser, Strom, Blitzschutz) – eigentlich eine gewerbliche Arbeit – wird ein willkommenes, zusätzliches Einkommen erzielt. Für dieses Einziehen in den Boden ohne aufwendiges Auf- und Zugraben kann ein höherer Ansatz als für landwirtschaftliche Leistungen verlangt werden.

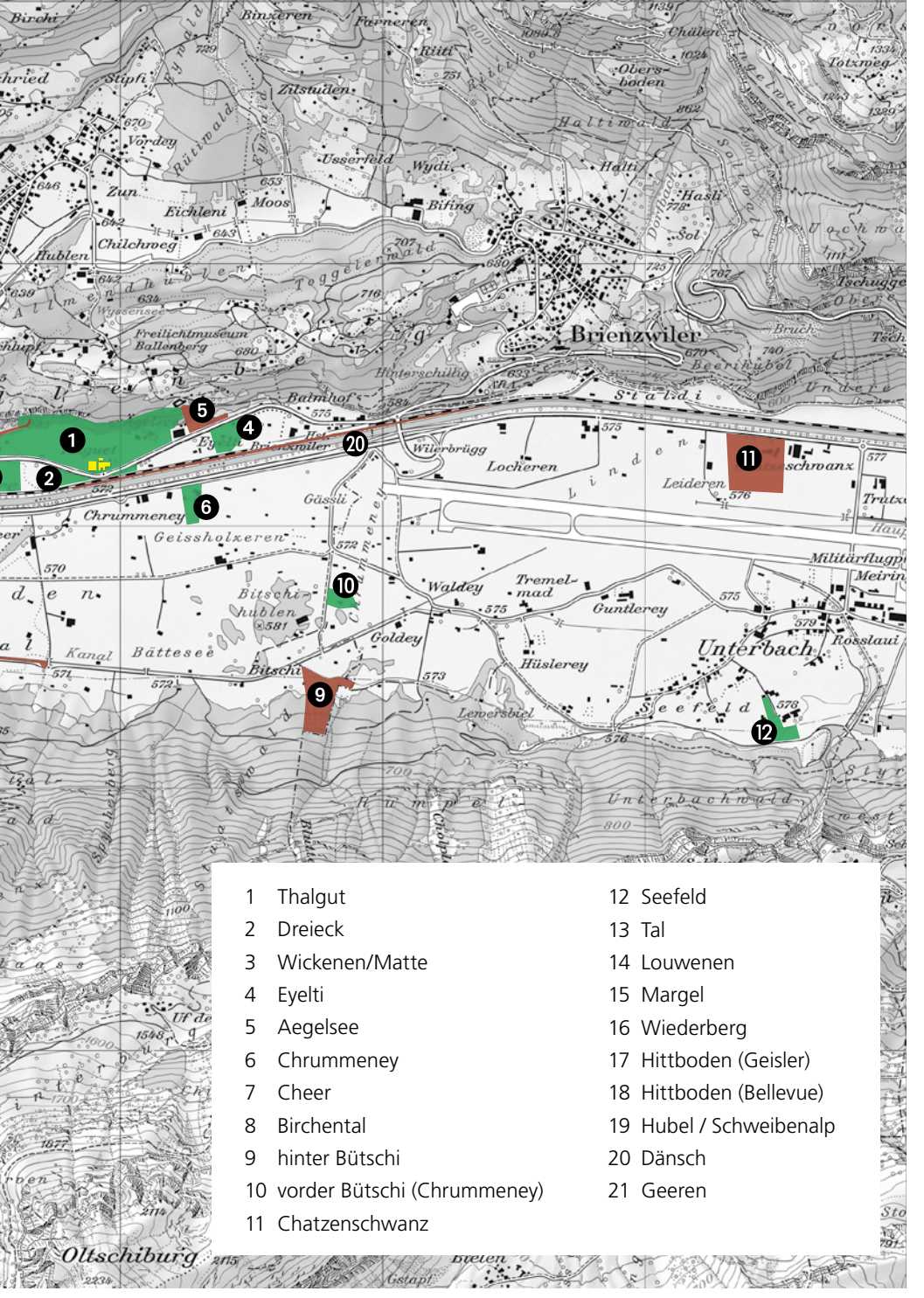
Alp Oltscheren

Peter Stähli mit Partnerin Marianne Graf und Sohn Pirmin



Naturwiese

Öko-Elemente



1 Thalgut
2 Dreieck
3 Wickenen/Matte
4 Eyelti
5 Aegelsee
6 Chrummeney
7 Cheer
8 Birchental
9 hinter Bütschi
10 vorder Bütschi (Chrummeney)
11 Chatzenschwanz
12 Seefeld
13 Tal
14 Louwenen
15 Margel
16 Wiederberg
17 Hittboden (Geisler)
18 Hittboden (Bellevue)
19 Hubel / Schweibenalp
20 Dänsch
21 Geeren

Das Einkommen bzw. die Wertschöpfung aus diesem Landwirtschaftsbetrieb reicht – bei nicht zu hohen Ansprüchen – nur knapp aus. Diverse Ämter bringen bescheidene Nebeneinkünfte ein: Präsident der Landi Jungfrau, Mitglied der Berufsbildungskommission, Vorstandsmitglied der Schwellenkorporation Aareboden. Für diese Engagements muss allerdings auch Arbeitszeit hergegeben werden.

Zum Betrieb gehören rund 4 ha Wald, dessen Holz hauptsächlich als Brennholz verwendet wird.

Durch die Teilnahme an verschiedenen Labelprogrammen wird ein höherer Produktepreis erziehlt. Allerdings steigen dadurch auch die Produktionskos-

Der Hof Thalgut

ten, da die Anforderungen an Ställe und Fütterung höher sind und auch der Arbeitsaufwand grösser ist. Die Direktzahlungen für besonders ökologische und tierfreundliche Massnahmen schaffen hier einen gewissen Ausgleich.

Belastend sind Neuinvestitionen, welche getätigt werden müssen, um den Vorschriften zu genügen oder auch nur, um Maschinen und Geräte zu ersetzen.

Das normale Tagespensum beträgt ca.12 Stunden. Unentbehrlich und unschätzbar ist die Mitarbeit der Ehefrau, des Vaters und der Kinder. Bei Abwesenheiten werden betriebsinterne Lösungen gefunden. Sobald die Aussenarbeiten anfallen, gibt es viele Arbeitsspitzen.

Ohne Computer und Internetanschluss können heutzutage die administrativen Arbeiten nicht mehr gelöst werden.

Die Biodiversität ist ein Anliegen und wird verwirklicht. Auf den Ökoflächen, ca. 10 %, gibt es über 120 Pflanzenarten und 60 Obstbäume. In wenigen Jahren würde sich – ohne die regelmässige Bewirtschaftung – die Landschaft in der Ebene und in höheren Lagen unerfreulich verändern – verganden…

Ein grosses Problem ist die Offenhaltung der Landschaft bei weniger gut nutzbaren Parzellen.

Schweres Gerät ist für das Verlegen von Leitungen (Wasser, Strom, Blitzschutz) erforderlich.

Weide im Westen

Die drohende Verbuschung von Grünlandflächen, vor allem in Hanglagen oder schlecht zugänglichen Parzellen, stellt ein grosses Problem dar. Hier muss grosse Arbeit praktisch ohne Wertschöpfung geleistet werden, um diese Flächen offen zu halten. Zunehmend fehlt dafür das Personal. Doch oft verzeichnen gerade diese Grundstücke eine hohe Artenvielfalt und sollten deshalb vermehrt gepflegt werden. Nimmt die Verbuschung überhand, geschieht dies auch auf Kosten der Biodiversität.

Mit besserer Entschädigung könnten hier viele wertvolle Ökoelemente erhalten werden, welche andernorts in den wenigen ebenen Flächen gegen viel Wiederstand mit grossem Aufwand errichtet werden sollen.

Die Hauskäserei

Käse aus eigener Produktion

Zu den schönen Seiten des Berufes Landwirt gehören Abwechslung, Selbständigkeit sowie die Arbeit im Freien. Ein bäuerliches Unternehmen erfolgreich zu führen ist eine interessante Herausforderung. Weniger erfreulich sind die Widersprüche in der Landwirtschaftspolitik, der allgemein wachsende Druck und viele Vorschriften. Zum einen fordert die Politik eine ökologische und tierfreundliche Landwirtschaft, die qualitativ hochwertige Produkte herstellt, andererseits sollte der Preis nicht höher sein als in den umliegenden Ländern, trotz deutlich teurerem Umfeld. Da wird von den Bauern ein Spagat verlangt, der so nicht zu bewältigen ist. Eine produzierende Schweizer Landwirtschaft wird auch weiterhin etwas kosten. Zunehmend Mühe macht auch die Regulationsflut, die immer unübersichtlicher und komplexer wird.

Für die Zukunft wird die optimale Weiterentwicklung des Betriebes angestrebt. Grundsätzliche Änderungen sind momentan nicht geplant, aber es wird versucht, auf die veränderten Anforderungen des Umfelds einzugehen. An den bestehenden Hauptbetriebszweigen wollen die Familien festhalten.

Das alte Bauernhaus im Thalgut wurde im Jahr 1885 für die Brünigpostkutschen erbaut. Als jedoch bloss drei Jahre später die Brünigbahn ihren Betrieb aufnahm, musste der damalige Besitzer das Gut infolge wirtschaftlicher Schwierigkeiten verkaufen.

Wohnhaus von Familie Fuchs, Louwenen, Brienz

Fotos: Bernhard Fuchs, Ernest Wälti

Der Landwirtschaftsbetrieb von Eduard und Barbara Schär, Niederried

Eduard Schär, 1955 im Oberaargau geboren und aufgewachsen, wirkte in den Siebzigerjahren als Möbelschreiner und bildete sich 1997–2000 zum Landwirt aus. Es war schon in der Jugend sein Traum gewesen, auf einem eigenen «Heimetli» mit Tieren zu leben und zu arbeiten. Mit seiner Frau, aus dem Berner Oberland stammend, führt er nun seit 20 Jahren den mittelgrossen Betrieb mit 26 Parzellen – mehrheitlich Pachtland – in Niederried. Barbara Schär ist infolge ihrer inkompletten Paraplegie ausserstande, körperliche Arbeit draussen auf dem Hof zu leisten. Die vier erwachsenen Kinder wohnen nicht mehr im eigenen, 1987 erbauten Einfamilienhaus, so dass mit ihrer Mithilfe nur sehr beschränkt gerechnet werden kann.

Barbara und Eduard Schär

Der Bio-Hof liegt auf rund 600 m ü. M., in Bergzone 2 (2 steht für grosse Steilheit). Die 26 (!) Parzellen liegen sowohl am Anfang, in der Mitte als auch am Ende der 344 Einwohner zählenden Gemeinde Niederried. Die Parzellengrösse schwankt zwischen 6 und 350 Aren. Kein Landstück grenzt an den Brienzersee. Gesamthaft beinhaltet der Vollerwerbsbetrieb 15,11 ha. Die Kulturen bestehen aus Grünland (Mähwiesen). Ackerbau, Kartoffeln, Getreideanbau sind nicht möglich, da der Boden nicht tiefgründig genug ist. Vereinzelte Parzellen stehen unter Naturschutz und erfordern eine besondere Pflege. Als Tiere werden zwei Pferde und fünfundzwanzig Angus Rinder (Stier, Mutterkuh mit Jungtieren) gehalten. Diese mittelgrosse, hornlose Rasse stammt ursprünglich aus Schottland. (mehr im Internet: Angus Rind). Für die Ernährung der Tiere wird kein zusätzliches Futter eingekauft. Auch wenn die Tiere hauptsächlich für die Fleischproduktion gezüchtet werden, will man sie hier eine möglichst angenehme Zeit auf den Weiden verbringen lassen.

Niederried, Foto: Häsler Foto

Angus Rinder mit Chef

Angus Kühe mit Jungtieren

Im Kemmeriboden wird eine Vorweide benutzt. Wegen der grossen Steilheit des Bergweges über den Grat, der damit verbundenen übermässigen Anstrengung und besonders aus Rücksicht auf die Jungtiere wird die Gruppe jeweils per Lastwagen transportiert. Als Alp dient das Vogts-Ällgäu in Oberried.

Vom eigenen, 1 ha umfassenden Wald und vom Windwurf auf den Parzellen wird das Holz für die Cheminée-Holzspeicherheizung des Wohnhauses benutzt. Der Waldflächenanteil der Gemeinde Niederried beträgt 30 %.

Mähnutzung
(Weidegang nicht erlaubt)
Trockenstandort
(Vertrag mit Naturschutz)
Trockenstandort
mit Vertrag,
extensiv,
nur Mähnutzung
Stocki
Cholgrube
Wildertschen
Stalden
Talacker
Underholz
Wohnhaus
Talackerweg
Wenig intensiv
mit Qualität
(leichte Mistgabe erlaubt)

Quelle Karte:
Gemeindeschreiberei Niederried

Naturwiese

Öko-Elemente

Berggängiger Universaltraktor

Balkenmäher mit Stollenantrieb, geeignet für steile Hänge

Je nach der Menge der Ausgaben reicht das Einkommen aus der Landwirtschaft aus; im Winterhalbjahr kommt der Nebenerwerb in Form von Kontrolltätigkeiten auf Landwirtschaftsbetrieben dazu. Das heisst, auf den Besuchen von Betrieben wird im Auftrag des «Managements Natura-Beef» geprüft, ob die Tiere korrekt gehalten werden. Der Direktverkauf des sehr gefragten, Fleisches von Jungtieren, als «Natura-Beef», ergibt für die Familie Schär ein zusätzliches Einkommen.

Handarbeit am Steilhang

Die Weiden oben am Grat werden zurzeit nicht bewirtschaftet, da es in den unteren Parzellen genügend Futter gibt.

Direktzahlungen des Bundes DZ gibt es für regelmässigen Auslauf RAUS und für einzelne besondere Flächen im «Vernetzungsprogramm». Von Bund und Kanton gibt es eine Artenliste von Blumen und Gräsern; je nach Anzahl Vorkommen erhält die Fläche den «Status Qualität», wofür es zu den DZ Qualitätszuschläge gibt. Besondere DZ sind zusätzlich für tiergerechte Stallungen BTS erhältlich.

Der Arbeitsaufwand im Winter beträgt am Morgen 4 Stunden und am Abend 1 Stunde. Arbeitsspitzen ergeben sich im Sommer vor dem Alpaufzug mit Eingrasen, die Heuernte und das Bereitstellen der Alp. Die Bewirtschaftung der mehrheitlich steilen Parzellen ist nur möglich mit Hilfe geländegängiger – und

Erschliessungsweg hoch über Kantonsstrasse und Bahnlinie

sehr teuren – Kleintraktoren. Und der Transport von Heu, Mist, Holz usw. auf den nicht ungefährlichen und schmalsten Strässchen ist sehr zeitaufwendig.

Das Verhältnis zu den drei Bauernkollegen im Dorf ist sehr gut, man hilft sich gegenseitig bei verschiedenen Arbeiten.

Der administrative Aufwand hält sich in Grenzen. Computer und Internetanschluss sind vorhanden.

Im Interesse des Landschafts- und Naturschutzes werden maximal extensive, also nicht mit Gülle oder Mist gedüngte, Wiesen gepflegt. Die Bewirtschaf-

Wohnhaus der Familie Schär, im Hintergrund der Hardergrat

tung der steilen, hauptsächlich zwischen Buchen- und Lindenwäldchen gelegenen Parzellen verhindert das «Verganden» und schliesslich die Zerstörung der Weiden.

Eine Nachfolgeregelung ist sehr schwierig zu planen; das schlechte Verhältnis von Aufwand und angemessenem Einkommen vermag vor allem die Jungen nicht zur Weiterführung des Betriebes zu motivieren.

Das Schöne des Berufes ist, dass man die alltägliche Arbeit frei einteilen kann. Man darf allerdings nicht krank sein! Solange die Gesundheit hält, kann man auch Zukunftspläne schmieden.

Kontakt: edi.bioland@bluewin.ch
Fotos: Ernest Wälti

Claudia Schatzmann und Adolf Urweider

Das regionale Landschaftsentwicklungskonzept R-LEK Oberland-Ost

Ein Bekenntnis zur Landschaft

Habkern, Blick Richtung Lombachalp. Foto: Claudia Schatzmann

«Die Fussreise durch dieses Land ist wirklich selbst bei so ungünstigem Wetter das Reizendste, das man sich nur denken kann; bei heiterem Himmel muss es vor Vergnügen fast nicht auszuhalten sein.»

Der Komponist Felix Mendelssohn in einem Brief während seiner Wanderung durch das östliche Berner Oberland im Regensommer 1831.

Einleitung

Vorgestellt wird das sogenannte Landschaftsentwicklungskonzept LEK und wie es seit 2004 in der Region Oberland-Ost angewendet wird.

Der Verein «Regionalplanung Oberland-Ost» ging am 1. Juli 2008 in die öffentlich rechtliche «Regionalkonferenz Oberland-Ost» über. Im Beitrag werden beide Begriffe verwendet, je nachdem, von welchem Zeitpunkt der Planung und Umsetzung des R-LEK die Rede ist. Das gleiche gilt beim «Fachausschuss Landschaft». Mit dem Wechsel zur Regionalkonferenz wurde dieser zur «Kommission Landschaft».

Geschäftsführer der Regionalplanung, beziehungsweise Regionalkonferenz war bis Ende 2007 der Gsteigwiler Urs Inäbnit. Er wurde abgelöst von Stefan Schweizer aus Wilderswil.

Den Fachausschuss respektive die Kommission Landschaft präsidierten der Interlakner Dr. Aldo Martinelli und Silvio Keller aus Unterseen. Zurzeit hat Peter Brawand aus Gündlischwand den Vorsitz. In der Kommission nehmen die sechs Teilregionen durch stimmberechtigte Gemeindevertreter Einsitz. Beratend wirken folgende landschaftsbezogene Institutionen mit: Kantonale Behörden (Amt für Gemeinden und Raumordnung AGR, Jagdinspektorat), das Inforama Hondrich, die Waldabteilung 1 und der Waldbesitzerverband, die regionalen Bauernverbände und Tourismusdestinationen, der Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee sowie die Berner Wanderwege.

Was ist Landschaft?

Landschaft umfasst objektiv den gesamten biotischen und abiotischen Bereich des Ökosystems sowie die Topografie. Subjektiv vermittelt die Landschaft ein Erlebnis, das von jedem Menschen unterschiedlich empfunden wird. Gerade diese sinnliche Erfahrung macht eine «schöne» Landschaft für uns wertvoll, begründet ihren Erlebnis- und Erholungswert und bestimmt letztlich den Umgang mit ihr. Natürliche und menschliche Einflüsse wirken aufeinander, durchdringen und prägen die Landschaft. So ergibt sich ein steter Wandel durch Naturkräfte oder durch Änderung von Wertvorstellungen und Nutzung durch den Menschen.

Landschaftstypen

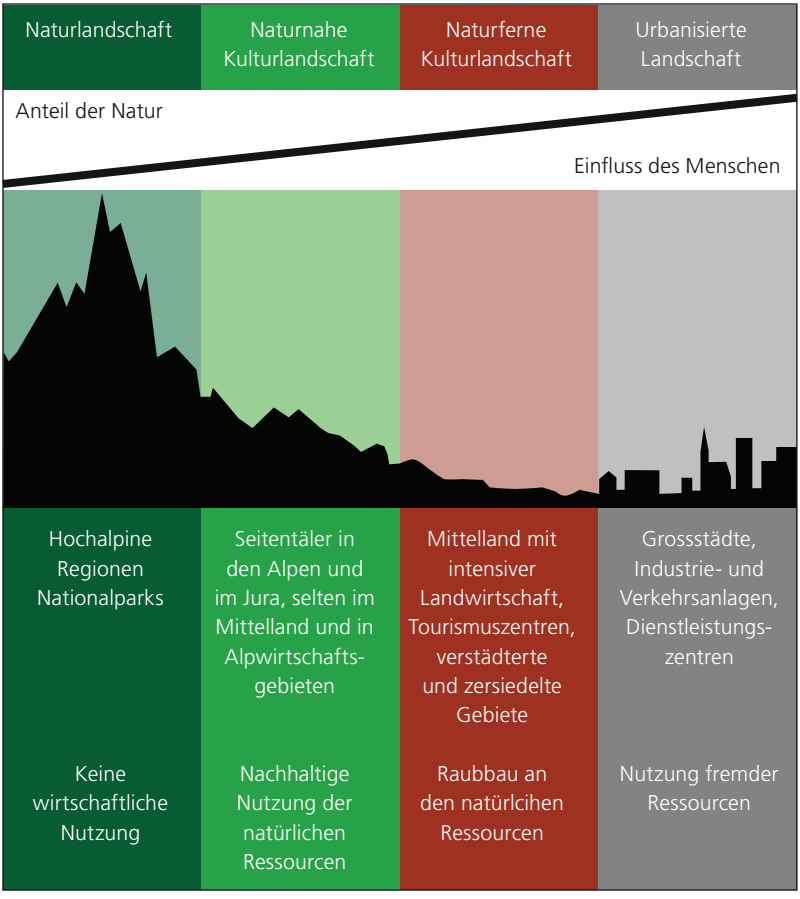


Abb.1: Landschaftstypen, geordnet nach Naturanteil und menschlichem Einfluss. Quelle: culterra in GLAUSER, SIEGRIST, 1997, verändert

Die Landschaft kann nach dem Grad des menschlichen Eingriffs klassifiziert werden (s. Abb. 1). Dabei gibt es vollständig verschont gebliebene Naturlandschaften; wo der Mensch gestaltend eingegriffen hat, wird von Kulturlandschaft gesprochen. Im östlichen Berner Oberland sind hauptsächlich naturnahe Kulturlandschaften mit grosser Artenvielfalt vorhanden. Die Vollkulturlandschaft hingegen, wie z.B. im Mittelland und teilweise in den Oberländer Talböden, ist ökologisch deutlich ärmer. Eine Zivilsationslandschaft besteht, wenn kaum mehr offene Flächen vorhanden sind.

Ein neues Instrument:
Das Landschaftsentwicklungskonzept

Der Wandel der Landschaft hat zu einem neuen Planungsverständnis geführt: nicht mehr der reine Schutz steht im Vordergrund, sondern eine integrale Entwicklungsplanung. Dazu wurde das Instrument «Landschaftsentwicklungskonzept» LEK geschaffen. Hiermit können naturräumliche, kulturelle und politische Voraussetzungen und herrschende Nutzungen differenziert berücksichtigt werden. Denn Landschaft ist neben Lebensraum für Menschen, Tiere und Pflanzen zugleich Ort für Arbeit, Freizeit und Erholung, Basis für die Nahrungsmittelproduktion, sie versorgt uns mit Ressourcen und strukturiert den Siedlungsraum. Nicht zuletzt ist Landschaft auch stark mit dem Begriff Heimat verbunden.

Was ist ein LEK?

Ein Landschaftsentwicklungskonzept LEK skizziert die Landschaftsentwicklung bezüglich ihrer nachhaltigen Nutzung sowie ihrer ökologischen und ästhetischen Erhaltung und Aufwertung. Eine wünschbare Entwicklung wird in groben Zügen aufzeigt. Die Massnahmen sind freiwillig, können jedoch per Festsetzungsbeschluss behördenverbindlich werden. Ein LEK wird unter Mitwirkung möglichst aller beteiligten Nutzergruppen in einem gemeinsamen Prozess erstellt, was für die erforderliche breite Akzeptanz ausgesprochen wichtig ist. Denn ein LEK will nicht nur bei den direkt Interessierten, sondern bei allen Bürgern für die Landschaft werben und Verantwortung erzeugen. Zur Umsetzung sind eine institutionelle Verankerung, eine gesicherte Finanzierung sowie das Mitwirken anerkannter Persönlichkeiten der Gemeinden, wie z.B. Erhebungsstellenleiter, Revierförster oder Bauverwalter, notwendig.

Grundlagen des LEKs

Um den Natur- und Landschaftsveränderungen zu begegnen, wuchs das Bedürfnis, die Landschaft als Ganzes aktiv zu fördern und zu entwickeln. Der Auftrag dafür findet sich in verschiedenen Gesetzen, Konzepten und Leitvorstellungen auf Bundesebene. Zentral ist das eidg. Natur- und Heimatschutzgesetz, das in Art.18 nicht nur den Erhalt genügend grosser naturnaher Lebensräume verlangt, sondern die Kantone auch verpflichtet, inner- und ausserhalb der Siedlungen für ökologischen Ausgleich zu sorgen. Präzisiert wird dies in Art.15 der Verordnung über den Natur- und Heimatschutz, in welchem u.a. die Verbindung von isolierten Biotopen, Einbindung von Natur in den Siedlungs-

Unsere Gäste erwarten eine schöne und abwechslungsreiche Landschaft.
Foto: Adolf Urweider

raum und Belebung des Landschaftsbildes aufgeführt sind. Zusätzliche Aktualität erhielt das Thema mit der Ökoqualitätsverordnung ÖQV von 2001.

Weitere Aufträge für eine aktive Landschaftsentwicklung lassen sich auch aus dem Gewässerschutz- und dem Raumplanungsgesetz ableiten, z.B. Schonung der Landschaft, Erholung, Durchgrünung der Siedlungen. Auch die Grundzüge der Raumordnung Schweiz von 1996 thematisieren die Notwendigkeit und Dringlichkeit der Erhaltung sowie der Wieder- und Weiterentwicklung der Natur- und Landschaftswerte, u.a. auch als Grundlagen für die Erholung und den Tourismus.

Die Region Berner Oberland-Ost
29 Gemeinden, 6 Teilregionen

Die Region Oberland-Ost umfasst das Haupttal der Aare und die Seitentäler von den Alpenpässen Grimsel und Susten bis zum oberen Ende des Thunersees. Sie erstreckt sich über eine Fläche von mehr als 1'200 km^2, die Wohnbevölkerung beträgt rund 46'600 Personen, von denen fast die Hälfte in der Agglomeration Interlaken wohnt.

Die Region umfasst den Verwaltungskreis Interlaken-Oberhasli und besteht aus 29 Gemeinden, die 6 Teilregionen bilden (s. Abb. 2). Die Gemeinden und die beiden Planungsvereine «Region Jungfrau» sowie «Region Oberer Brienzersee – Haslital» haben sich 1988 zum privatrechtlichen Verein «Planungsverband Regionalplanung Oberland-Ost» zusammengeschlossen. Dieser ging am 1. Juli 2008 in die öffentlich rechtliche «Regionalkonferenz Oberland-Ost» RKO-O über. Deren Aufgabe ist die Koordination und Bearbeitung von Aufgaben mit überkommunaler Bedeutung in den Sparten Berggebietsförderung,

Entwicklungs- und Raumplanung. Seit 2004 gehört auch die Umsetzung des regionalen Landschaftsentwicklungskonzepts R-LEK dazu.

Die Regionalkonferenz plant und handelt grundsätzlich im Interesse der Regionsgemeinden. Sie unterstützt diese innerhalb der gesetzlich vorgegebenen Rahmenbedingungen, auch im Falle von Konflikten mit Bund und Kanton. Entscheide fällt die Regionalversammlung, die von allen Gemeindepräsidenten und -präsidentinnen gebildet wird.

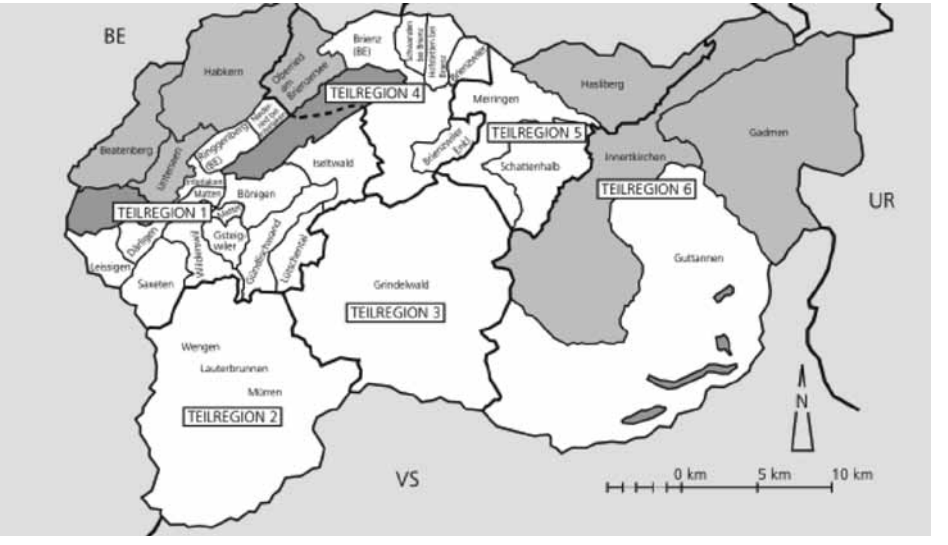


Abb. 2: Das Gebiet der 29 Gemeinden und der sechs Teilregionen des Berner Oberland-Ost. Aus «Kooperation im Landschaftsmanagement: Institutionelle Strategien am Beispiel Berner Oberland-Ost», Thomas Hammer (Herausgeber) 2006. Bern: IKAÖ

Die Landschaft in der Region Oberland-Ost

Landschaft und Natur der Region Oberland-Ost sind in ihren Kontrasten grossartig. Eiger, Mönch und Jungfrau, Thuner- und Brienzersee, Susten- und Grimselpass, Kletterberge, Skigebiete, gepflegte Wälder und Wiesen, wilde Schluchten, malerische Dörfer und Alplandschaften bilden zusammen ein einzigartiges, naturnahes Gebiet im Herzen der Schweizer Alpen. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts haben berühmte Reisende, Alpinisten, Künstler und Forscher diese einmalige Landschaft eifrig beschrieben, besungen, gemalt und erforscht. Viele der schönen Gegenden sind lokale Naturschutzgebiete, einzelne gar aus gesamtschweizerischer und internationaler Sicht von Bedeu-

tung: Kanton und Bund haben sie unter Schutz gestellt, und von der UNESCO sind sie ins Weltnaturerbe aufgenommen worden.

Heute bilden die einzigartigen Landschaften und die unberührte Natur eine wesentliche Grundlage für das wirtschaftliche Überleben der Region: sie sind das unersetzbare Kapital und der Rohstoff für eine erfolgreiche Tourismuswirtschaft.

Vielfältige, reiche Kulturlandschaft

Neben den spektakulären Landschaftsperlen zeichnet sich die Region auch durch eine äusserst vielfältige und naturnahe Kulturlandschaft aus. Über Generationen hinweg hat eine vorwiegend bäuerliche Bevölkerung sie geschaffen und gepflegt. Jede «Schwendi» wurde dem Wald abgerungen, Steine zu Trockenmauern geschichtet, und mancher Gletscherfindling, der die Landschaft heute belebt und von ihrer Entstehung zeugt, trotzte ganz einfach den Werkzeugen dieser Landschaftsgestalter. Heute ist die Erhaltung des wechselvollen Mosaiks von gepflegten Alpen, Wiesen und Weiden, Wäldern und Gewässern eine aufwändige und anspruchsvolle Daueraufgabe unserer Bergregion. Viele dieser artenreichen Kulturlandschaften sind im Regionalen Richtplan 1984 als Landschaftsschutz- und Landschaftsschongebiete verankert. Einzelne hingegen weisen ökologische Defizite auf, vor allem die sehr intensiv bewirtschafteten Talböden der Aare und des Bödelis.

Das Bräch am Brünig, eine vielfältige, gepflegte Kulturlandschaft.
Foto: Claudia Schatzmann

Inventare und Schutzgebiete reichen nicht mehr

Die Qualität unserer Landschaft ist gefährdet. Die vielfältigen Ansprüche der einheimischen Bevölkerung und der Gäste nehmen zu und wandeln sich immer schneller. Freizeitgestaltung und Trendsportarten beanspruchen ständig mehr Landschaft und besetzen auch die abgelegensten Winkel. Zunehmende Mechanisierung und Ertragsdruck rufen nach Erschliessungsstrassen bis zur höchstgelegenen Alphütte und in den steilsten Schutzwald. Andererseits werden ertragsarme Flächen aufgegeben und wachsen ein.

Aufgrund dieser Entwicklung reicht es nicht mehr, Inventare zu erstellen und einzelne Gebiete zu schützen. Es braucht vielmehr einen aktiven Umgang mit der Landschaft und der Natur, wenn ihr Erholungswert für Einheimische und Gäste erhalten bleiben soll. Zudem behalten viele Gebiete, die für das Landschaftsbild oder als Lebensräume für Pflanzen und Tiere bedeutsam sind, ihren Wert nur, wenn sie regelmässig und zielgerichtet gepflegt werden. Die Bauern und Bäuerinnen, die diese gemeinnützige Leistung heute zum grossen Teil erbringen, müssen dabei angemessen unterstützt werden.

Der Wald nimmt zu, die Landschaftsqualität ab

Die Berglandwirtschaft – und damit auch die Alpbewirtschaftung – machen tiefgreifende Veränderungen durch. Indem sie zunehmend den Marktkräften ausgesetzt wird, nimmt die «Überlebensgrösse» der Betriebe zu und ihre Anzahl ab. Im Jahr 2010 sank die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe in der Region Oberland-Ost erstmals unter 700, was einem Verlust von über 160 Betrieben oder einem Fünftel in den letzten zehn Jahren entspricht. Dies führt zu einem erheblichen Rückgang der Beschäftigten, immer weniger Hände stehen zur Verfügung für die Nutzung abgelegener, steiler und ertragsarmer Wiesen und für die Pflege der Alpweiden. Solche Flächen verbuschen und verwalden oder verganden.

So gehen viele ökologisch wertvolle und landschaftlich reizvolle Flächen verloren, schöne Aussichtslagen entlang der Wander- und Bergwege versinken langsam im Wald. Die Region Oberland-Ost weist mit Abstand die grösste Waldzunahme aller 18 bernischen Regionen auf. Innert 10 Jahren hat hier der Wald um rund 600 ha zugenommen, was in etwa der Fläche der ganzen Gemeinde Niederried entspricht.

Die Qualität unserer Kulturlandlandschaft nimmt ab, ohne dass dies auf den ersten Blick wahrzunehmen ist. Es findet eine «Verbanalisierung» oder schleichende Verarmung der Landschaft statt. Umfragen bei Gästen der Region zeigen aber deutlich, dass sich nur eine schöne und abwechslungsreiche Landschaft touristisch vermarkten lässt (z.B. UNI-VOX, 2002).

Einwachsende Wiese bei Gsteigwiler. Foto: Roland Luder

Die Landschaft nicht dem Zufall überlassen

Unsere Landschaft ist aber nicht nur touristischer Wirtschaftsraum, sie ist vor allem auch gemeinsamer Lebensraum für Menschen, Tiere und Pflanzen. Damit sie langfristig den vielseitigen Ansprüchen genügen kann, darf die Landschaft nicht dem Zufall überlassen werden. Um unerwünschten Entwicklungen zu begegnen, haben die in der Regionalplanung Oberland-Ost zusammengeschlossenen 29 Gemeinden im Frühjahr 2001 beschlossen, gemeinsam ein regionales Landschaftsentwicklungskonzept R-LEK zu erarbeiten. Damit sollte ein Instrument geschaffen werden, das den neuen Bedingungen und Zielset-

zungen Rechnung trägt: Kein neuer Schutzplan, keine Schutzvorschriften, sondern Leitplanken und Empfehlungen, wie und wo die schönen Natur- und Kulturlandschaften und die wertvollen Lebensräume durch gezielte Massnahmen erhalten, gepflegt und zukunftsfähig entwickelt werden können. Dies unter Einbezug der Ideen und Strategien bestehender Planungen, aber ergänzend dazu auch ausserhalb der Bau- und Nutzungszonen und der Schutzgebiete: Das Ganze umgesetzt ohne Einschränkung der Wirtschaft und beruhend auf den Prinzipien «Freiwilligkeit» und «wirtschaftliche Anreize».

Das regionale Landschaftsentwicklungskonzept R-LEK
Von der UNO in die Region

«Die Landschaft ist ein kostbares Gut, sie steht jedoch zunehmend im Spannungsfeld zwischen Nutzen und Schützen», schreibt die Berner Regierung begleitend zum 1998 beschlossenen kantonalen Landschaftsentwicklungskonzept KLEK. Ein Jahr zuvor hatte der Bundesrat das Landschaftskonzept Schweiz LKS verabschiedet und die Kantone aufgefordert, dessen Ziele in ihren Planungen zu berücksichtigen. Das bundesrätliche LKS seinerseits ist ein konkreter Beitrag der Schweiz zur Umsetzung der Ziele des UNO-Erdgipfels von Rio 1992. Dort haben sich 179 Staaten verpflichtet, eine zukunftsfähige und nachhaltige Entwicklung in die Wege zu leiten.

Mit dem Beschluss des KLEK hat die Berner Regierung den Auftrag des Bundes übernommen. Das Konzept sollte die räumliche Entwicklung des Kantons mitbestimmen und die in der Raumplanung bereits bestehenden Ziele ergänzen und koordinieren. Weil Landschaft an Gemeindegrenzen nicht halt macht, erachtete der Kanton die bereits bestehenden Regionalplanungsverbände als besonders geeignete Partner bei der Umsetzung des KLEK. Die Regionen wurden ersucht, ihren Bedürfnissen entsprechende regionale Landschaftsentwicklungskonzepte R-LEK zu erarbeiten und umzusetzen.

Die regionalen Akteure

Bereits im März 2000 hatte die Delegiertenversammlung der Regionalplanung Oberland-Ost die Notwendigkeit, aber auch die Vorteile eines R-LEK für die Region erkannt: unter anderem sollte es Landschaftspflegebeiträge bei Bund und Kanton auslösen. Eine gemeinsame Trägerschaft, bestehend aus den 29 Regionsgemeinden, wurde gegründet. Diese sollte die zu lösenden Aufgaben bestimmen und deren Finanzierung über einen eigens geschaffenen regionalen Landschaftsfonds sicherstellen.

Der Fachausschuss Landschaft FA wurde ins Leben gerufenen. Dieser begleitete den beauftragten Landschaftsplaner Dr. Roland Luder bei der Planung des R-LEK. Im FA Landschaft nahmen die sechs Teilregionen durch stimmberechtigte Gemeindevertreter Einsitz, beratend wirkten Vertreter der landschaftsbezogenen Institutionen der Region und des Kantons mit.

Gleichzeitig wurden in den Teilregionen Arbeitsgruppen gebildet. Darin waren die Gemeinden mit mindestens einem Mitglied vertreten, beigezogen wurden Vertreter der Land- und Forstwirtschaft und des Tourismus. Die teilregionalen Arbeitsgruppen erarbeiteten das R-LEK im Detail, brachten die lokalen Besonderheiten und Anliegen ein und bildeten das Bindeglied zwischen der Bevölkerung, dem FA Landschaft und dem Planer.

Geleitet und koordiniert wurde die Planung durch den Geschäftsführer der Regionalplanung, Urs Inäbnit. Begleitend wirkten die zuständigen Fachstellen des Kantons mit und beobachtend die Universität Bern: die Erarbeitung des R-LEK Oberland-Ost diente dem Institut für allgemeine Ökologie IKAÖ als Studienobjekt.

Wichtig war der Einbezug der Bevölkerung: Mittels der Presse und Veranstaltungen in den Teilregionen wurde ihr das R-LEK vorgestellt. Sie wurde motiviert, aktiv an der Gestaltung ihrer Landschaft teilzunehmen und die geplanten Massnahmen zu unterstützen.

Landschaftsplaner Roland Luder stellt das R-LEK vor. Foto: Adolf Urweider

Eine genaue Bestandesaufnahme

Grundlage der Planung war eine genaue Aufnahme des Vorhandenen. Gespräche vor Ort mit Landschaftsnutzern und -schützern gehörten ebenso dazu wie eine Analyse der vorhandenen Stärken und Schwächen der Region. Typische und besondere Werte oder gar Einzigartigkeiten wurden aufgelistet, vorhandene Potenziale, aber auch bestehende Konflikte im Zusammenhang mit der Nutzung der Landschaft ermittelt.

Was zum Erscheinungsbild und zum ökologischen Wert der Landschaft beiträgt, wurde aufgenommen, von der geschützten Moorlandschaft über den lokalen Wildwechsel bis zum landschaftsprägenden Ahornbestand. Ermittelt wurden aber auch Objekte, die das Landschaftsbild unnötig stören, wie die Überreste nicht mehr gebrauchter Bauten und Anlagen. Einbezogen in dieses Inventar wurden auch die menschlichen Aktivitäten, welche die Landschaft heute und in Zukunft beeinflussen, wie bestehende oder geplante Kraftwerkbauten und Skigebiete.

Stärken und Schwächen

Den wichtigsten Stärken der Region – naturnahe, aber touristisch gut erschlossene Landschaften, dezentrale Besiedlung und die starke Verwurzelung der Land- und Alpwirtschaft – wurden die Schwächen gegenübergestellt: Gebietsweise Zersiedelung und intensive Landnutzung in den Talböden, die Verwaldung erhaltenswerter Gebiete sowie die Gefahr, dass die touristische Entwicklung zunehmend auf Kosten der Landschaft gehen könnte. Dieses ganzheitliche Bild der regionalen Landschaft und ihrer Nutzung bildete die Grundlage, auf der das R-LEK Oberland-Ost, als eine Art Rezeptbuch für die Landschaft, erarbeitet wurde.

Ein Rezeptbuch für die Landschaft

Gestützt auf die Charakterisierung der Landschaft definiert das R-LEK Ziele und schlägt konkrete Massnahmen und Strategien für ihre Umsetzung vor. Eine wichtige Rolle fällt den 29 Gemeinden zu. Sie sind im R-LEK einzeln angesprochen, gewissermassen in Form einer Wunschliste der Region. Für jede Gemeinde wird dargestellt, wo Handlungsbedarf besteht, sowohl auf eigenem Gebiet wie aus regionaler Sicht. Die Gemeinde kann rasch feststellen, welche Aktivitäten sie selbständig oder in Zusammenarbeit mit den Nachbargemeinden oder der Region auslösen kann. Für die Gemeinden bildet das R-LEK zudem eine verbindliche Grundlage für die Ortsplanungen.

Grundsätze

Den im R-LEK formulierten Zielen liegen grundsätzliche Überlegungen zugrunde: In grossen Teilen der Region Oberland-Ost sind Landschaft und Natur in hervorragendem Zustand. Neben naturnahen und vom Menschen weitgehend unbeeinflussten Gebieten liegen in schönem Kontrast die intensiver genutzten Kulturlandschaften. Von grosser Bedeutung sind somit in erster Linie Erhalt, Pflege und Entwicklung der vorhandenen Werte. Erst in zweiter Linie geht es darum, Schäden zu beheben oder Fehlentwicklungen zu korrigieren (z.B. Gewässer renaturieren, Rückbau von nicht mehr benötigten Bauten und Anlagen).

Eine zentrale Rolle spielt die Landwirtschaft, denn ob eine Fläche überhaupt bewirtschaftet wird oder nicht, ist ebenso bedeutend wie die Art ihrer Bewirtschaftung. Besonders zu berücksichtigen ist der Tourismus, der mehr als die Hälfte der regionalen Wertschöpfung erzeugt.

Eine zentrale Rolle bei der Landschaftspflege spielen die Bauern und Bäuerinnen.
Foto: Monika Mai

Ziele und Massnahmen

Aus den grundsätzlichen Überlegungen werden konkrete Ziele und Massnahmen abgeleitet:
Das R-LEK soll sachgerechte Aktivitäten zu Erhalt, Pflege und Entwicklung von Landschaft und Natur auslösen, ohne den Lebens- und Wirtschaftsraum des Menschen zu beeinträchtigen. Im Besonderen sollen die für die Region typischen oder seltenen bzw. einmaligen Landschaftsbilder und Lebensräume sowie möglichst grosse und zusammenhängende Gebiete erhalten, gepflegt und entwickelt werden. Störungsarme Gebiete sollen erhalten und Wanderhindernisse für Wildtiere aufgehoben werden. Siedlungen sind Teil der Landschaft, die Ortsbilder sind zu erhalten und zu pflegen.

In der Landwirtschaft soll die ökologische Vernetzung gefördert und eine nachhaltige Alpwirtschaft unterstützt werden, u.a. mit Beiträgen an Alpsanierungsprojekte.

Der bestehende Wald soll möglichst erhalten bleiben und seine vielfältigen Funktionen weiter ausüben können, soll sich aber nicht weiter auf erhaltenswerte Landwirtschaftsflächen ausdehnen.

Angestrebt wird ein möglichst naturnaher Gewässerunterhalt, unter Berücksichtigung der Sicherheit.

Um das Landschaftsbild aufzuwerten, sollen nicht mehr gebrauchte Bauten rückgebaut werden, falls sie nicht von kulturhistorischer Bedeutung oder ökologisch wertvoll sind, z.B. als Lebensraum für Fledermäuse.

Bei der Umsetzung der Ziele soll die Regionalkonferenz koordinieren, mit den zuständigen Instanzen zusammenarbeiten und sie beraten. Bei der Schaffung von Regionalen Naturpärken wird sie unterstützend mitwirken.

Strategien

Um die festgelegten Ziele zu erreichen, empfiehlt das R-LEK folgende Strategien:
Eingriffe sollen sich auf das minimal Erforderliche beschränken, damit eine weitgehende Selbstregulierung der Landschaft gewährleistet ist. Die erforder-

lichen Massnahmen sollen, wenn möglich, durch die Eigentümer oder Bewirtschafter gegen Entschädigung selbst ausgeführt werden.

Empfehlungen, Freiwilligkeit und wirtschaftliche Anreize haben Vorrang vor Verboten und Zwang.

Die Massnahmen sollen auch zur Sicherung und Steigerung der Wertschöpfung beitragen. Sie werden grundsätzlich durch die Region koordiniert und teilweise mit regionseigenen Mitteln mitfinanziert, unter Einbezug der Finanzierung durch Kanton, Bund und weiteren Geldgebern (z.B. Fonds Landschaft Schweiz, Schutzorganisationen).

Das R-LEK wird umgesetzt

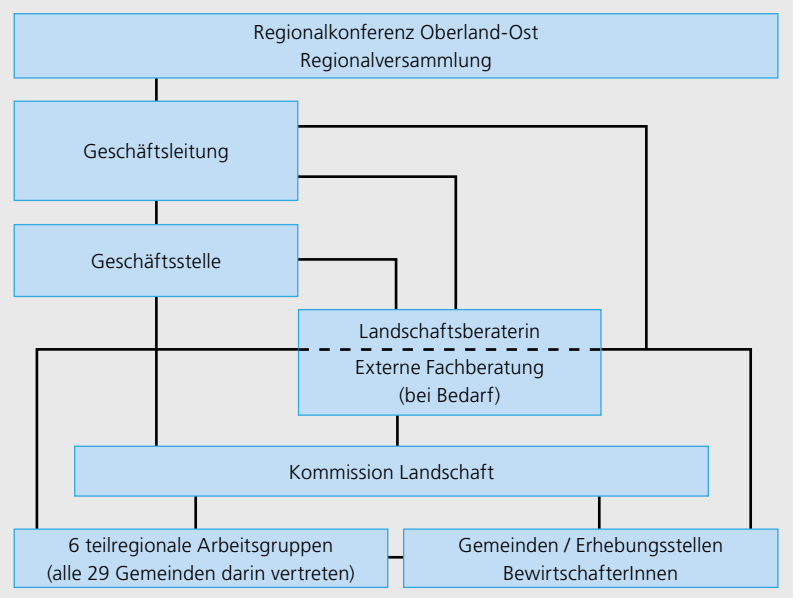
Nachdem das R-LEK Oberland-Ost im Frühjahr 2004 von den Gemeinden, der Regionalversammlung und vom Kanton behördenverbindlich genehmigt worden war, konnte die Umsetzung beginnen. Sie beruht auf der Zusammenarbeit der Landschaftsberatungsstelle mit der Kommission Landschaft und den teilregionalen Arbeitsgruppen.

Die Kommission Landschaft behandelt sämtliche landschaftsbezogenen Geschäfte der Region. Sie beurteilt Projekte und spricht Beiträge, verwaltet den Landschaftsfonds und beteiligt sich an Mitwirkungsverfahren, die einen Bezug zur Landschaft haben. Die Arbeitsgruppen bringen die lokalen Aspekte ein und sind wichtige Ansprechpartner für die Landschaftsberatung.

Die Landschaftsberatung

Das R-LEK ist umfassend und die Region mit 29 Gemeinden relativ gross. Es konnte nicht davon ausgegangen werden, dass die bestehenden Strukturen der Regionalplanung über genügend Kapazitäten und das Fachwissen zur Umsetzung verfügten. Deshalb wurde im August 2004 eine Teilzeitstelle «Landschaftsberatung» geschaffen und mit Claudia Schatzmann besetzt.

Die Landschaftsberaterin schaffte Strukturen, Beziehungen und Abläufe, auf deren Grundlage sie heute konkrete Aktivitäten zur Umsetzung des R-LEK durchführt.



Beziehungsschema der Landschaftsberaterin in- und ausserhalb der Regionalkonferenz

Der regionale Landschaftsfonds

Ein für die Umsetzung des R-LEK grundlegendes Ziel, nämlich die Beteiligung der Gemeinden an den Kosten für die Landschaftspflege, wurde mit der Gründung des regionalen Landschaftsfonds erreicht. Gespiesen wird der Fonds heute durch die Trägerschaft des R-LEK, also durch die 29 Regionsgemeinden. Diese entrichten jährlich einen Beitrag von 1.20 Franken pro Einwohner, was dem Fonds einen Gesamtbetrag von rund 56'000 Franken im Jahr einbringt. Ein noch unerreichtes Ziel ist, dass jährlich etwa derselbe Betrag von Gönnermitgliedern in den Fonds fliesst. Die vier Tourismusdestinationen der Region tragen zudem jährlich 8'000 Franken bei zur Finanzierung einer Auszeichnung für besonders wertvolle Kulturlandschaften.

Kriterien und Anweisungen für R-LEK – Projekte

Um mit Mitteln aus dem Landschaftsfonds unterstützt zu werden, müssen Landschaftsprojekte grundsätzliche Anforderungen erfüllen. Die Landschaftsberaterin erarbeitete entsprechende Arbeitshilfen AH, die im Internet zugänglich sind:
www.oberland-ost.ch → R-LEK → Arbeitshilfen

Die Anforderungen an Landschaftspflegeprojekte

In der AH 1 sind die Anforderungen an Projekte detailliert aufgeführt. Diese müssen grundsätzlich dem Erhalt oder der Aufwertung der ökologisch-ästhetischen Qualität der Landschaft dienen sowie den Zielen des R-LEKs und den gesetzlichen Vorschriften entsprechen. Ein Projekt darf nicht im Widerspruch zu Nutzungs- oder Richtplänen von Kanton, Region und Gemeinden stehen und muss dem Prinzip der Nachhaltigkeit gerecht werden, indem es mindestens einen der drei Bereiche Ökologie, Wirtschaft und Gesellschaft positiv und die anderen nicht negativ beeinflusst.

Beiträge werden gewährt an Projekte in den Bereichen Land- und Forstwirtschaft, Ökologie und Tourismus. Unterstützung erhalten auch Projekte, die der Bildung und Sensibilisierung im Bereich Landschaft dienen. AH 2 listet beitragsberechtigte Projekte detailliert auf und wird bei Bedarf aktualisiert.
Ausgeschlossen von Fondsbeiträgen sind bauliche Massnahmen wie z.B. Schindeldächer, Forststrassen und ähnliches. Eine Ausnahme bilden erhaltenswerte und landschaftsgestaltende Trockenmauern: Für deren Sanierung werden Beiträge entrichtet.

Das Vorgehen

Als Trägerschaft eines Projekts kommen Privatpersonen und Organisationen in Frage, die zugunsten der Landschaft tätig sein wollen. Das Projekt muss mit dem Gesuchsformular AH 4 bei der Landschaftsberatung angemeldet werden, bevor mit den Arbeiten begonnen wird. Spätestens drei Monate nach Abschluss der Arbeiten muss eine Schlussabrechnung mit Dokumentation (Fotos, Pläne, Rechnungskopien) bei der Landschaftsberatung eingereicht werden. Vor der Beitragsvergabe werden ausgeführte Projekte vor Ort kontrolliert. Das Vorgehen ist auf AH 3 detailliert beschrieben.

Die Beiträge

Im Allgemeinen werden die Kosten von Projektarbeiten nach Pauschalansätzen berechnet, die auf dem Formular AH 4 ersichtlich sind. Für Entbuschungsaktionen werden z.B. Kosten von 35 Franken pro Are angerechnet, beim Pflanzen von Obstbäumen 125 Franken pro Baum.
Die Trägerschaft eines Landschaftsprojekts weist die Restkosten nach Abzug anderer Beiträge aus und erhält an diese einen Beitrag von 30 bis 50 Prozent. Die Beitragshöhe hängt vom Stand des Fonds und der Qualität des Projekts ab.

Der Einsatz von Freiwilligen

Für die aufwändige Pflege der Berglandschaft fehlen den heutigen Landwirtschaftsbetrieben oft die nötigen Hände. Mit dem Einsatz von Freiwilligen können jedoch auch grössere Pflegearbeiten bewältigt werden, z.B. in Projektwochen von Schulklassen oder Lehrlingsgruppen.

Solche Gruppen werden von diversen Organisationen vermittelt. Von der Koordinationsstelle für Arbeitseinsätze im Berggebiet KAB vermittelte Gruppen arbeiten für die Landwirte und Gemeinden im Berggebiet in der Regel gratis und sind gut organisiert. Nicht kostenlos sind Gruppeneinsätze der Bildungswerkstatt Bergwald oder der Stiftung Umwelteinsatz Schweiz SUS.
Adressen der Organisationen unter:
www.oberland-ost.ch → Landschaftspflegeprojekte

Projekte mit Freiwilligen werden durch den Landschaftsfonds mitfinanziert, da sie den Zielsetzungen des R-LEK und der Nachhaltigkeit entsprechen. Die Landschaft wird gepflegt, und für viele Jugendliche, die in ihrem Alltag kaum noch körperliche Arbeit in der Natur verrichten, bedeutet eine Arbeitswoche in den Bergen ein eindrückliches, oft unvergessliches und möglicherweise erzieherisches Erlebnis.

Schulklasse aus Konolfingen beim Einsatz zu Gunsten der Landschaft in Gadmen.
Foto: Lagerleitung

Der neue Badesee am Hasliberg, landschaftsprägend und ökologisch wertvoll.
Foto: Adolf Urweider

Ausgeführte und aktuelle Landschaftsprojekte

Seit 2004 leistet der Landschaftsfonds im Rahmen des R-LEKs Beiträge an Landschaftsprojekte. Bis 2010 waren es in der Region 99 Projekte, die mit insgesamt 201'432 Franken unterstützt wurden. Durchschnittlich wurden rund 50 Prozent an die Restkosten vergütet (Tabelle 1).

Jahr	Anzahl Projekte	Gesamt- oder Restkosten	Fonds-Beiträge	Fonds Prozentanteil
2004	3	8'236.40	3'300.00	40.07%
2005	11	46'347.80	30'400.00	65.59%
2006	18	79'168.40	37'092.50	46.85%
2007	18	73'646.85	37'599.75	51.05%
2008	18	96'506.10	37'400.00	38.75%
2009	12	60'585.50	28'695.00	47.36%
2010	19	54'276.30	26'945.00	49.62%
	99	418'767.32	201'432.25	48.10%

Tabelle 1: Übersicht der Beiträge an Restkosten von 2004 bis 2010

Neben traditionell landschaftspflegerischen Projekten wie Entbuschungsarbeiten, die Pflege von Waldrändern, das Pflanzen von Obstbäumen oder die Sanierung von erhaltenswerten Trockenmauern erhielten auch Landschaftsprojekte Beiträge, die der Erholung und dem Tourismus dienen: das Ausholzen von Aussichtspunkten oder die Schaffung eines landschaftsprägenden und ökologisch wertvollen Badesees am Hasliberg.

Nachhaltige Projekte: Ausbildungskurse

Eine langfristige Wirkung auf das Landschaftsbild wird von Ausbildungskursen erwartet: Organisiert und aus dem Fonds bezahlt wurden z.B. ein Schnittkurs für Obstbäume und ein Heckenpflegekurs. Im Zusammenhang mit einem Projekt für die Sanierung von Trockenmauern in Oberried wurde ein Kurs für Trockenmauerbauer unterstützt.

Projekt mit nachhaltiger Wirkung: Schnittkurs für Obstbäume
Foto: Claudia Schatzmann

Besonders schwierige Heutransporte und störende Objekte

Seit 2010 werden Heutransporte durch Helikopter mit einem jährlichen Beitrag von 140 Franken unterstützt. Der Betrag entspricht der sogenannten Überflugspauschale. Berücksichtigt werden Mähflächen, die keine Zufahrt, aber eine besonders wertvolle Vegetation haben. Das Mähen dieser meist steilen Flächen dient, abgesehen vom Erhalt des Landschaftsbildes und der Artenvielfalt, auch der Prävention von Lawinen und Erosion.

Die Kommission Landschaft unterstützt Gemeinden und Werkeigentümer beim Rückbau von störenden Objekten in der Landschaft, indem sie Kontakte zu Fachstellen vermittelt und bei der Lösung beratend mitwirkt. Eine Umfrage bei den Gemeinden nach Störobjekten ergab leider nur wenige Rückmeldungen. Nach Prüfung mehrerer Objekte beschloss die Kommission, das Projekt wegen mangelnder Handlungsmöglichkeiten und fehlendem Interesse vorläufig nicht weiter zu verfolgen.

Dieses Objekt stört das Landschaftsbild. Foto: Gemeinde Schattenhalb

Vernetzungsrichtplan – mehr Geld für mehr Natur

Um die Nachhaltigkeit der Landwirtschaft zu verbessern, wurde 1999 der ökologische Leistungsnachweis ÖLN eingeführt. Dieser umfasst eine Reihe von Vorschriften, die jeder Landwirt einhalten muss, um vom Bund Direktzahlungen zu erhalten. Aus Sicht des Artenschutzes am wichtigsten ist die Auflage, dass die Bauern 7 Prozent ihrer landwirtschaftlichen Nutzfläche als soge-

nannte ökologische Ausgleichsflächen bewirtschaften müssen. Diese Flächen dienen nicht in erster Linie der (Nahrungsmittel-) Produktion, sondern sollen durch entsprechende Bewirtschaftungsvorschriften typischen Pflanzen- und Tierarten der Kulturlandschaft Lebensraum bieten. Solche Flächen sind zum Beispiel wenig intensiv genutzte Wiesen, die keinen oder nur eine geringe Menge Dünger erhalten und zu einem relativ späten Zeitpunkt im Jahr gemäht werden. Als Ausgleichsflächen angerechnet werden aber auch ökologisch wertvolle Landschaftselemente wie Hecken und Hochstammobstbäume.

Mit der Ökoqualitätsverordnung ÖQV kam 2001 ein weiteres Instrument dazu, mit welchem die Landwirte nun Beiträge für Ökologie, Vernetzung und Qualität ihrer Ausgleichsflächen auslösen können. Diese Beiträge sollen sie motivieren, den Anteil und die Qualität ihrer Ausgleichsflächen zu erhöhen und sie

Talboden von Meiringen: intensiv genutzt, ungenügend vernetzt. Foto: Adolf Urweider

so anzulegen, dass sie über gegenseitige Vernetzung die Landschaft möglichst grossflächig aufwerten.

In den meisten Gebieten der Region Oberland-Ost ist diese Vernetzung vorhanden. Die Mehrzahl der Ausgleichsflächen liegt am richtigen Ort, viele grenzen an einen Waldrand oder an ein Gewässer. Ungenügend vernetzt sind jedoch die Talböden der Aare und Teile des Bödelis. Dort wird mit Beiträgen aus dem Landschaftsfonds versucht, durch das Pflanzen von Hecken oder Obstbäumen eine Verbesserung zu erreichen.

Chance für Oberländer Bauern

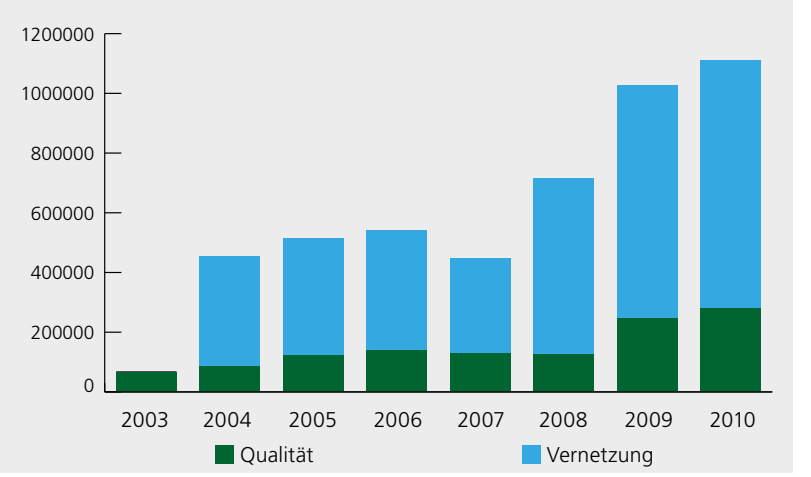
Im Rahmen des R-LEKs wurde 2004 die Ökoqualitätsverordnung ÖQV zügig umgesetzt und ein regionaler «Richtplan Vernetzung» erstellt. Ein solcher ist Bedingung, dass die Bauern die Vernetzungsbeiträge auslösen können. Für die Planung wurden die Erhebungsstellenleiter der Gemeinden beigezogen.

Den Beitrag, der die biologische Qualität einer Fläche belohnt, kann jeder Bewirtschafter selber einfordern. Er muss aber den Experten bezahlen, der die Qualität der angemeldeten Fläche prüft. Zu Gunsten der Landschaft und der Artenvielfalt werden aus dem Landschaftsfonds 90 Franken pro Betrieb (Grundgebühr) an eine erste Qualitätskontrolle entrichtet.

Eine Erfolgsgeschichte

Dank Öffentlichkeitsarbeit, jährlichen Veranstaltungen für die Landwirte und Beratung auf den Betrieben durch die Landschaftsberaterin beteiligen sich jedes Jahr mehr Landwirte am Vernetzungsprojekt und an der Qualitätskontrolle. Flossen im Jahr 2003 erst 67’000 Franken an zusätzlichen Beiträgen in die regionale Landwirtschaft, betrugen die Beiträge für Qualität und Vernetzung im Jahr 2010 bereits über 1,1 Mio. Franken. Gestützt auf den Vernetzungsrichtplan, konnten seit 2003 Qualitätsbeiträge von insgesamt rund 1,193 Mio. Franken und Vernetzungsbeiträge von 3,687 Mio. Franken ausgelöst werden.

Die Umsetzung der ÖQV in der Region Oberland-Ost ist aber nicht nur ein finanzieller Erfolg, sie ist auch ein Gewinn für die Landschaft: Zahlreiche Vögel, Schmetterlingsarten, Heuschrecken, Amphibien und Wiesenblumen können nur in extensiv bewirtschafteten Wiesen überleben. Und dank ÖQV-Beiträgen wird manche abgelegene, steile Wiese auch in Zukunft gemäht.



	2003	2004	2005	2006
Qualität	66’937	85’659	120’749	138’994
Vernetzung	0	370’694	395’104	401’850
Total	**66’937**	**456’353**	**515’854**	**540’844**

	2007	2008	2009	2010
Qualität	129’633	125’378	247’205	278’400
Vernetzung	317’002	590’235	779’058	832’872
Total	**446’634**	**715’612**	**1’026’263**	**1’111’273**

Grafik 1 und Tabelle 2: Vernetzungs- und Qualitätsbeiträge 2003-2010 in der Region Oberland-Ost

Eine Auszeichnung für besonders wertvolle Kulturlandschaften

Die einzigartig schöne Kulturlandschaft im östlichen Oberland ist von grosser Bedeutung für Ferien, Freizeit und Erholung und damit auch für die touristische Wertschöpfung der Region. Um die landschaftspflegerischen Zielsetzungen des R-LEK zu unterstützen, vergeben die vier Tourismusdestinationen der Region Oberland-Ost zusammen mit der Regionalkonferenz seit 2005 jährlich eine Auszeichnung für besonders wertvolle Kulturlandschaften. Mit dem «Kulturlandschaftspreis» wird ein Zeichen gesetzt für die Wertschätzung der Land- und Alpwirtschaft. Gleichzeitig soll in der Öffentlichkeit das Bewusstsein für die Bedeutung der Kulturlandschaft und deren Pflege gefördert werden.

So läufts

Für den Wettbewerb können sich Bewirtschafter landwirtschaftlicher Nutzflächen und Alpweiden jeweils vor dem 31. Mai anmelden. Im Sommer werden die Flächen besichtigt, eine Jury kürt danach die besten drei Kandidaten. Dabei spielen Kriterien wie Erholungswert, Ökologie und Bewirtschaftung eine Rolle.

Die Preisvergabe findet in Anwesenheit der Presse auf einer der drei Siegerflächen statt. Zu gewinnen ist je ein Zertifikat, ein Barpreis von 2'000 Franken, eine beschnitzte Sense als Symbol für die Landschaftspflege sowie eine Informationstafel, die Besucher auf die besonders wertvolle Kulturlandschaft aufmerksam macht. Die Nichtgewinner erhalten Trostpreise, meistens in Form von Freikarten für eine Fahrt mit einer Bergbahn der Region. Dies ist möglich, weil sich diverse Sponsoren für die Landschaft stark machen und den Wettbewerb unterstützen.

Sämtliche Informationen und Anmeldeunterlagen:
www.kulturlandschaftspreis.ch

Preisübergabe 2011 auf der Alp Obersteinberg. Foto: Claudia Schatzmann

Landschaftsberaterin Claudia Schatzmann am Weiterbildungskurs für Neophytenbekämpfung. Foto: Ruedi Wyss

Invasive Neophyten: Fremdlinge in unserer Landschaft

Neophyten sind gebietsfremde Pflanzen, die als Zier- und Nutzpflanzen eingeführt oder unbeabsichtigt eingeschleppt wurden. Die häufigsten sind Drüsiges Springkraut, Japanischer Staudenknöterich, Sommerflieder, Kanadische Goldrute und Riesenbärenklau. Manche werden leider weiterhin in privaten Gärten gepflanzt oder sogar von Imkern als Bienenweide gesät.

Invasive Neophyten verdrängen einheimische Arten, einige schädigen die Gesundheit von Mensch und Tier (Allergien, Verbrennungen) oder destabilisieren Infrastrukturen wie Stützmauern und Bachböschungen.

Information, Sensibilisierung

Weil die Bekämpfung invasiver Neophyten langfristig voraussichtlich grosse Kosten verursachen wird, sieht die Kommission Landschaft Handlungsbedarf. Die Gemeinden sollen bei der Bekämpfung fachlich begleitet werden, und eine optimale Zusammenarbeit aller Beteiligten soll sichergestellt werden. Eine umfassende Informationskampagne soll sowohl zur Bekämpfung wie für die Prävention dienen, denn die Neophyten werden oft unwissentlich verbreitet, z.B. bei Erdbewegungen. Ein Neophyten-Merkblatt der Landschaftsberaterin erreichte via Amtsblätter alle Haushalte der Region.

Bekämpfung

Da die Pflanzen leicht verschleppt werden, sind bei der Bekämpfung grosse Sorgfalt und Fachwissen nötig. In jeder Gemeinde wurde eine mit dem Thema vertraute Ansprechperson bestimmt, damit bei Fragen und Meldungen aus der Bevölkerung richtig reagiert wird. Personen im Gemeinde- und Gewässerunterhaltsdienst sowie in der Forst- und Landwirtschaft Tätige sollten über entsprechende Kenntnisse verfügen. Deshalb hat die Regionalkonferenz zusammen mit der Abteilung für Naturförderung des Kantons im Jahr 2011 eine entsprechende Weiterbildung für diese Zielgruppen angeboten.

Leitfaden zur Neophytenbekämpfung:
www.oberland-ost.ch → Neophytenprojekt

Quellen

Landschaftsentwicklungskonzept R-LEK Region Oberland-Ost, März 2004
Volkswirtschaft Berner Oberland, Jahresbericht 2002/2003: R-LEK Oberland-Ost, Urs Inäbnit

Chronologie

1997	Bundesrat verabschiedet Landschaftskonzept Schweiz LKS
1998	Kant. Verordnung über die Erhaltung der Lebensgrundlagen und der Kulturlandschaft LKV
Mai 1998	Kanton beschliesst Landschaftsentwicklungskonzept KLEK
24. März 2000	Regionalversammlung RV, Orientierung über Notwendigkeit eines R-LEK
August 2000	Erste Sitzung Fachausschuss Landschaft FA
14. Feb. 2001	Auftrag an Gemeinden zur Schaffung teilregionaler Arbeitsgruppen
16. März 2001	RV erteilt Auftrag für R-LEK und beschliesst Gründung einer gesamtregionalen Trägerschaft aus den 29 Regionsgemeinden. Genehmigung Programm und Planungskredit von 200 000.– (60% davon Kanton) + Starteinlage 20 000.– für 1. Projekte
4. April 2001	Bundesrat verabschiedet Ökoqualitätsverordnung ÖQV per 01.05.2001
12. Juli 2001	R. Luder: Liste möglicher Projekte nach Sichtung Grundlagen und Gesprächen mit Vertretern der Teilregionen
Nov. 2001	Kanton verlangt «Richtplan Vernetzung» zur Umsetzung der ÖQV
22. März 2002	RV genehmigt R-LEK inkl. Reglement. 29 Gemeinden als Vollmitglieder der Trägerschaft. Landschaftsfonds als Finanzierungsmodell
28. Jan. – 2. Mai 2003	Öffentliche Mitwirkung R-LEK
21. April 2003	RV genehmigt Kredit «Richtplan Vernetzung»
Mitte Febr. 2004	R-LEK liegt vor
März 2004	Kulturlandschaftspreis wird beschlossen
19. März 2004	RV genehmigt «Richtplan Vernetzung»
30. März 2004	Aufruf an Landwirte: Anmeldung für 1. Vernetzungsbeiträge
5. Mai 2004	Kanton genehmigt R-LEK
August 2004	Beginn Umsetzung R-LEK: C. Schatzmann wird Landschaftsberaterin
19. Okt. 2005	1. Verleihung Kulturlandschaftspreis
1. Juli 2008	Regionalplanung wird zur Regionalkonferenz, Fachausschuss zur Kommission Landschaft

Sibylle Hunziker

200 Jahre landwirtschaftliche und ökologische Forschung rund ums Bödeli

Selbst kurzfristige Veränderungen in der Bewirtschaftung alpiner Rasen können den Boden und die Pflanzenzusammensetzung für viele Jahrzehnte verändern. Das belegt eine Versuchsfläche, die in der Zwischenkriegszeit als Düngerversuch auf einer mageren Alpweide unterhalb des Alpengartens Schynige Platte angelegt wurde und auf der heute Biologen mit ökologischen Fragestellungen forschen. Während die Versuchsweide auf der Schynigen Platte wegen der guten Dokumentation über bisher 80 Jahre für die Erforschung von ökologischen Zusammenhängen weltweit eine einmalige Stellung hat, ist ihre Entstehung als landwirtschaftlicher Versuch in eine lange Tradition eingebettet, die auch im engeren Berner Oberland seit 200 Jahren bis heute sichtbare Spuren hinterlassen hat.

«Die grosse Verschiedenartigkeit unseres kleinen Landes nach Bodenart, Höhenlage und Klima macht eine gewisse Dezentralisierung des Versuchswesens unbedingt notwendig», schrieb Friedrich Traugott Wahlen 1940 in seinem Tätigkeitsbericht als Direktor der Eidgenössischen landwirtschaftlichen Versuchsanstalt Zürich-Oerlikon. Wahlen, bekannt als Leiter der «Anbauschlacht» im Zweiten Weltkrieg und später als Bundesrat, plädierte vor allem für bessere Versuchsfelder im Talgebiet. Zugleich war unter seiner Leitung aber schon 1932 ein Alpengarten in Maran oberhalb Arosa eingerichtet worden, auf dessen Versuchsfeldern in erster Linie Pflanzensorten und Pflanzenmischungen für den Futterbau geprüft wurden und der auch Düngerversuche auf Alpweiden durchführte. Das Alpinum Maran ersetzte das alpine Versuchsfeld auf der Fürstenalp, auf der die Schweizer Futterbaupioniere Friedrich Gottlieb Stebler und Albert Volkart seit 1884 Versuche durchgeführt hatten, die aber aufgegeben wurde, weil sie zu weit ab von jeder Erschliessung lag und eine kontinuierliche Beobachtung zu schwierig war.

Forschung im Alpengarten Schynige Platte

Schon zwei Jahre früher hatte der Berner Botaniker Werner Lüdi, 1931–1958 Direktor des geobotanischen Forschungsinstituts Rübel in Zürich, eine Versuchsweide auf der Schynigen Platte angelegt. Die Schynige Platte war durch

die 1893 gebaute Zahnradbahn von Wilderswil bei Interlaken her gut erschlossen und bot mit dem botanischen Alpengarten einen geeigneten «Stützpunkt» für die Forschung.

Der Trägerverein des Alpengartens Schynige Platte wurde 1927 gegründet. Nachdem erste Pläne 1905 noch gescheitert waren, führten der Interlakner Gerichtspräsident und Naturschutzpionier Hans Itten (der auch Gründungs- und engagiertes Vorstandsmitglied des Uferschutzverbandes Thuner- und Brienzersee war), Apotheker Rudolf Jenzer, Hotelier Walter Hofmann und Direktor Bridel von den Berner Oberland Bahnen das Projekt nun zum Erfolg. Mit Zustimmung der Bergschaft Ausser-Iselten, die den Boden verpachtete, wurde 1929 der botanische Garten auf 2000 Metern über Meer eröffnet. «Er will unmittelbar das Leben und die Schönheit unserer Alpenpflanzen an ihren natürlichen Standorten vor Augen führen, jedermann die Beobachtung der biologischen Verhältnisse, der Beziehungen der Pflanzen zueinander, zu ihrem Boden und ihrer Umgebung ermöglichen», beschrieb Redaktor Rudolf Wyss im «Oberländischen Volksblatt» vom 9. Juli 1929 den Zweck des Gartens.

Werner Lüdi bei Aufnahmen der Vegetation auf der Schynigen Platte 1928.
Quelle: Archiv des Instituts für Pflanzenwissenschaften, Universität Bern

Geplant und betrieben wurde und wird der Garten in enger Zusammenarbeit mit dem Botanischen Institut (heute: Institut für Pflanzenwissenschaften) und dem Botanischen Garten der Universität Bern. Auf wissenschaftlicher Seite engagierten sich in erster Linie Werner Lüdi, damals noch Privatdozent an der Universität Bern, und die Berner Botanikprofessoren Eduard Fischer und Walter

Die künstlich angelegten Hochstaudenfluren entwickeln sich gemäss Werner Lüdis Beobachtungen von Anfang an gut «und bilden im Hochsommer eine Zierde des Alpengartens».

Rytz. Die technischen und gartenbaulichen Arbeiten leistete der spätere Direktor der Kantonalen Gartenbauschule Oeschberg und Präsident des Alpengarten-Trägervereins, Woldemar Meier aus Gsteigwiler; in der Aufbauphase des Alpengartens arbeitete der junge Meier noch unter Leitung von H. Schenk vom Botanischen Garten Bern, bei dem er eben seine Lehre abgeschlossen hatte. Die gärtnerische Pflege der Anlage übernahm 1930 die erfahrene Staudengärtnerin Nelly Frey (später Schindler-Frey). Von da an wurden mit wenigen Ausnahmen immer Gärtnerinnen angestellt, was in Jahresberichten mit der Überlegung begründet wurde, Frauen fänden für den Winter eher Arbeit als Ergänzung zu dieser Saisonstelle.

Mit Hilfe seiner Gsteigwiler Arbeitsequipe legte Bannwart Heinrich Häsler die heute noch bestehenden Hauptwege und die künstliche Kalkschutthalde an – insbesondere beim Herbeischaffen des Schutts emsig unterstützt von Schulklassen aus Bönigen, Interlaken, Gsteigwiler und Wilderswil. Die schon zu Beginn ausserordentlich reiche Flora wurde und wird bis heute laufend mit neuen Arten ergänzt, gezogen aus Samen, die in den Schweizer Alpen gesammelt werden. 1931 schliesslich baute Hans Boss (Grossvater) aus Zweilütschinen das Wohngebäude für das Gartenteam samt Betriebs- und Laborräumen, so dass im Alpengarten von Anfang an naturkundliche Kurse durchgeführt werden konnten. Dazu kamen vielfältige Forschungsprojekte und eine umfangreiche Dokumentation der Alpengarten-Pflanzen und ihrer Standorte mit Angaben zu Blühterminen, Klimadaten und Pflegeeingriffen.

Erste Versuche im Alpengarten führte Werner Lüdi durch: Auf zunächst 13 Versuchsfeldern von 70 x 70 Zentimetern untersuchte er 1930 bis 1940 den Einfluss von Ansaat und Anpflanzung im Vergleich zu Boden- und Klimafaktoren auf die Entwicklung der Artenzusammensetzung eines alpinen Rasens. Daneben beobachtete er auch laufend die Entwicklung der natürlichen und künstlich angelegten Pflanzengesellschaften im Garten. So berichtet er etwa, wie die Anlage einer nährstoffreichen Hochstaudenflur mit Eisenhut und anderen attraktiven Blumen des Spätsommers problemlos gelang, während das Urgesteinsfeld ständig gejätet werden musste, um die Verdrängung der kalkfliehenden Pflanzen aus dem Wallis oder Graubünden und Tessin durch wenig spezialisierte und schnell wuchernde Gräser und Blumen aus der Umgebung zu verhindern – weshalb der Alpengarten an diesem Standort bis heute zwar viele typische Silikatpflanzen zeigen kann, aber nur wenige eigentliche Pflanzengesellschaften.

Nach der Gründung des Alpengartens 1927 mähte das Gartenpersonal die vorher beweideten Teile mit der Sense oder entfernte das dürre Gras, um die traditionelle Bewirtschaftung zu ersetzen. Dadurch wurde auch die Anreicherung von Nährstoffen und damit das Überhandnehmen schnell wachsender Arten vermieden. Im Vergleich zur Beweidung führt Mähen allerdings zu einer dichteren Streuauflage, die Jungpflanzen behindert. Seit 2010 werden nun Experimentierflächen – hier markiert mit blauen und orangen Fähnchen – mit unterschiedlichen Kombinationen von Rechen und Mähen behandelt.

Im bislang neuesten systematisch angelegten und dokumentierten Versuch im Alpengarten untersuchen das Institut für Pflanzenwissenschaften der Universität Bern und das Gartenteam seit 2010, wie sich verschiedene Pflegemassnahmen und -zeitpunkte auf die Artenvielfalt der ehemaligen Weiden auswirken.

Freiwillige vom Institut für Pflanzenwissenschaften der Universität Bern untersuchen auf den Experimentierflächen regelmässig, wie wirkungsvoll das gezielte Entfernen alter Streu die Artenvielfalt erhöht und zu welcher Jahreszeit es am besten eingesetzt wird.

Der Düngerversuch auf der Schynigen Platte

Der Alpengarten war ein Projekt des Aufschwungs nach der vorletzten Jahrhundertwende. Doch zwischen dem ersten Projekt und der tatsächlichen Gründung des Alpengartens lag der Erste Weltkrieg – und damit eine Versorgungskrise und eine Verstärkung sozialer Spannungen, auf die Europa und besonders die liberale, hoch industrialisierte und stark auf Lebensmittelimporte ausgerichtete Schweiz denkbar schlecht vorbereitet waren. Nach dem Krieg war der Glaube an die unbegrenzten Möglichkeiten des Freihandels, mit dem wirtschaftlich aufstrebende und konkurrenzstarke Länder wie die Schweiz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die alte Angst vor Hungersnöten gebannt hatten, schon wieder gebrochen. Die Erhöhung der Selbstversorgung

Die Versuchsweide auf der Schynigen Platte in den 1930er Jahren.
Quelle: Archiv des Instituts für Pflanzenwissenschaften, Universität Bern

mit Lebensmitteln stand zuoberst auf der Traktandenliste. Vor allem im Ackerbau wurden die landwirtschaftliche Forschung sowie die Nutzungsintensivierung und Ausdehnung landwirtschaftlicher Flächen vorangetrieben. Zugleich wurde 1934 die Arbeitsgemeinschaft zur Förderung des Futterbaus AGFF gegründet, die Forschungs- und Aufklärungsarbeit betreiben und im Bereich der Naturwiesen und der Weidewirtschaft, den die Eidgenössische Forschungsanstalt in Oerlikon nicht abdecken konnte, den Erfahrungsaustausch fördern sollte.

In diesem Umfeld entwickelte auch Werner Lüdi seine «Versuche zur Alpweidenverbesserung» auf der Alp Iselten gleich unterhalb des Alpengartens Schynige Platte – ein Versuch, der unter anderem auch von Friedrich Traugott Wahlen mit Interesse verfolgt wurde. Wie anderswo, war die Borstgrasweide auch auf Iselten eine der häufigsten Pflanzengemeinschaften. Obwohl Borstgrasrasen eigentlich Säurezeiger sind und so vor allem im Urgestein vorkommen, können sich – wie im Fall Iselten – auch über Kalkgestein saure Böden entwickeln, wenn sich die Pflanzen nicht zersetzen. Es entwickelt sich eine Streuschicht, in der die Nährstoffe in organischen Verbindungen gebunden und für Pflanzen nicht verfügbar sind. Auf diesen Böden gedeihen fast nur noch Spezialisten wie etwa Arnika. Bekannt war auch schon zu Lüdis Zeit, dass diese Entwicklung durch eine jahrhundertelange intensive Beweidung ohne Düngung gefördert wird und immer weiter fortschreitet, weil das zähe Borstgras von Kühen gemieden wird und sich so fast konkurrenzlos ausbreiten

kann. Doch, lässt sich dieser Prozess auch umkehren? Lassen sich karge Borstgrasweiden in produktivere Weiden mit guten Futterkräutern umwandeln – und wenn ja, wie? Um das herauszufinden, legte Werner Lüdi auf einem besonders homogenen Stück Borstgrasweide, das ihm die Bergschaft verpachtete, 1930 seinen Düngerversuch an. Auf 340 Versuchsflächen von je einem Quadratmeter untersuchte er die Auswirkungen unterschiedlicher Dünger, Einsaaten und Bodenbearbeitungsweisen auf Ertrag, Futterwert und Artenzusammensetzung.

Tatsächlich gelang es ihm, innert kürzester Zeit aus der Borstgras- eine Milchkrautweide zu machen. Am schnellsten wirkte eine Volldüngung mit Stickstoff, Phosphor, Kali und Kalk. Stallmist wirkte langsamer, aber nach vier Jahren gleich stark wie die Volldüngung. Seine ersten Resultate veröffentlichte Lüdi schon Anfang 1941 in den «Schweizerischen Landwirtschaftlichen Monatsheften». Lüdi gibt zunächst einen Überblick über die laufende «Anbauschlacht» mit ihrer Ausdehnung der Ackerflächen im Tal und der Schaffung von Ersatzflächen für die Viehweide in trockengelegten Feuchtgebieten. Ein besonders grosses Potential für die Steigerung des Futterertrags sieht er in den Alpen: «Unsere Alpweiden nehmen riesige Flächen ein: Die schweizerische Alpstatistik errechnet 6900 km^2 produktive Alpweide, das sind rund 17 % der Gesamtoberfläche der Schweiz.» Zwar seien derzeit viele dieser Flächen verbuscht, mit Steinen bedeckt und nur sehr extensiv bewirtschaftet. Aber die Alpweiden könnten entbuscht, die Blacken (Alpenampfer) auf überdüngten Viehlägern durch die Umwandlung dieser Stellen in Mähwiesen bekämpft und durch gute Futterpflanzen ersetzt werden. Und «wir wissen, dass die Rasen unserer Alpen, soweit der Boden tiefgründig genug ist, in hohem Masse verbesserungsfähig sind, dass sich die ertragsschwachen Magerrasen bei richtiger Pflege in gute Futterrasen oder gar in Fettwiesen umwandeln lassen.» Lüdi erinnert an Steblers bekannte Versuche auf der Fürstenalp, bevor er seine eigenen Untersuchungen in der Borstgrasweide der Schynigen Platte genau beschreibt und zusammenfassend feststellt:

«Im Laufe von 2–3 Jahren trat eine vollständige Umstellung des gedüngten Altrasens ein. Die Futtergräser Rotschwingel, Alpenlieschgras und Straussgras, die vorher, abgesehen von Stellen lokaler Düngung, ein völlig unbeachtetes Dasein geführt hatten, breiteten sich gewaltig aus, so dass sie nach 5 Jahren im Mittel von 5 Versuchsflächen eine Deckung von 70 % aufwiesen. Dazu

kamen weitere Futterpflanzen wie die Kleearten (vor allem *Trifolium pratense, T.repens, Lotus corniculatus*, zusammen im Mittel 4 %), die Milchkräuter (vor allem *Crepis conyzifolia*, dann auch *Crepis aurea* und *Leontodon hispidus*, zusammen im Mittel 5 %). Insgesamt machten die Futterpflanzen zusammen rund 80 % der Deckung aus. Die Unkräuter gingen dementsprechend zurück. Das Zurückweichen der Unkräuter setzte sich in der Folge noch weiterhin fort; Borstgras und Arnika sind in den vollgedüngten Versuchsflächen sozusagen verschwunden.»

Lüdi hatte sein Ziel erreicht. Es war ihm gelungen, die Produktivität der Borstgrasweide und die Qualität des Futters zu verbessern. Nachdem er 1956 nochmals Aufnahmen in den damals noch eingezäunten letzten 100 Flächen gemacht hatte, war der Versuch für ihn abgeschlossen.

Die wissenschaftliche Publikation der Resultate erfolgte allerdings erst lange nach dem Krieg schon mitten im Wirtschaftswunder 1959 – zu einer Zeit, als die Landwirtschaft karge und abgelegene Borstgrasweiden oft aufgab.

Ein alter Versuch mit Langzeitwirkung

Vor dem Hintergrund der wachsenden Sorge um die Biodiviersität wieder aktiviert wurde die Forschung auf der Versuchsweide von Otto Hegg, der als Leiter des Botanischen Instituts der Universität Bern auch den Alpengarten Schynige Platte wissenschaftlich betreute. Als ihm die Landwirtschaftliche Forschungsanstalt Liebefeld in den 1970er Jahren Lüdis Forschungsunterlagen übergab, sah er sich die Weide im Spätsommer an – und stellte fest, dass sie kariert war. «Die Kühe hatten die Quadrate, auf denen Lüdis Düngerversuche in den 1930er Jahren erfolgreich gewesen waren, säuberlich abgefressen, und die anderen gemieden.»

Dass vier Jahrzehnte nach den Düngungsversuchen noch so deutliche Unterschiede zu sehen waren, faszinierte den Botaniker, und er erkannte das Potenzial der alten Versuchsweide für die Erforschung der Zusammenhänge zwischen Landnutzung und Artenvielfalt. Mit Hilfe von Studierenden und Freiwilligen der Berner Botanischen Gesellschaft wurde die Artenzusammensetzung seither wieder in sämtlichen Versuchsflächen drei mal, in einem Teil fünf mal untersucht und wissenschaftlich ausgewertet.

Christine Heiniger und ihre Studienkollegin Martina Bisculm bei der Aufnahme der Versuchsweide Schynige Platte 2009. Das Gitter hilft, die Häufigkeit der einzelnen Pflanzenarten abzuschätzen.

Als Düngerversuch, der so viele Jahre zurückliegt und trotzdem laufend gut dokumentiert wurde, ist die Versuchsweide auf der Schynigen Platte weltweit einmalig. Das wichtigste Resultat der Langzeitbeobachtung ist die nachhaltige Wirkung von Düngung auf nährstoffarme Ökosysteme, wie Otto Hegg zunächst für die Vegetation herausfand und später mit einem interdisziplinär arbeitenden Forscherteam für das ganze Ökosystem (einschliesslich Boden und Bodenlebewesen) bestätigte. Die nachhaltige Wirkung zeigt sich in der Borstgrasweide besonders deutlich bei Flächen, auf denen Kalk eingebracht wurde. Indem der Kalk den sauren Boden neutralisierte, konnten mehr Bakterien einwandern, und die Mineralisierung der Pflanzenreste beschleunigte sich. Wo der Boden früher immer saurer geworden war, entstand ein Rückkoppelungsprozess in umgekehrter Richtung.

Die Menge der guten Futterpflanzen nahm zwar im Laufe der Jahrzehnte wieder ab. Aber sie blieb höher als am Anfang. Und die durch die Düngung verdrängten Arten, die wie etwa Arnika auf die extremen Lebensbedingungen auf den sauren Böden der Borstgraswiese spezialisiert sind, kehrten nur zögerlich zurück – wenn überhaupt. Noch bei der bislang letzten Aufnahme von 2009 stellte Christine Heiniger in ihrer Masterarbeit bei Heggs Nachfolger Markus Fischer am Institut für Pflanzenwissenschaften der Universität Bern signifikante Unterschiede fest zwischen unbehandelten Flächen und solchen, die vor 80 Jahren gedüngt worden waren.

Und wirkt, und wirkt, und wirkt…

1. Düngung

Christine Heinigers Untersuchungen zur Langzeitwirkung auf den in den 1930er Jahren gedüngten Flächen bestätigten die früheren Resultate der Forscher um Otto Hegg (publiziert in Hegg 1992 sowie Spiegelberger u.a., 2006). Damit belegt auch die Untersuchung von 2009 noch einmal, wie lange kurzfristige Eingriffe in einem alpinen Ökosystem nachwirken können.

Am meisten ins Gewicht fiel bei den mit Volldünger behandelten Flächen die Zunahme von Klee-Arten, die sich auf Kosten der Gräser flächenmässig ausdehnten. Insgesamt nahm die Artenzahl auf diesen Flächen zu – nachdem sie auf den am stärksten gedüngten Flächen während und gleich nach den Düngerversuchen zurückgegangen war. Das zeigt, dass Düngung langfristig nicht in jedem Fall den Artenreichtum eines Standortes verringert. Allerdings betont Heiniger, dass man immer die konkrete Situation betrachten muss: Im Fall der Lüdiweide war die ursprüngliche Borstgrasweide ein ausgesprochen arten- und nährstoffarmes Ökosystem, in dem nur wenige, auf den extrem sauren Boden spezialisierte Pflanzen vorkamen. Und obwohl die Gesamtzahl der Arten durch die Düngung langfristig zunahm, verschwanden dafür einige der Säurespezialisten und kehrten zum Teil für mehrere Jahrzehnte nicht mehr zurück. Das entspricht anderen Beobachtungen, die zum einen zeigen, dass die Artenzahl bei einer mittleren Menge von pflanzenverfügbaren Nährstoffen am höchsten ist, und zum andern, dass es für die Erhaltung hoch spezialisierter Pflanzen auch Standorte mit extremen Bedingungen braucht (Vielfalt der Ökosysteme).

Zudem ist Dünger nicht gleich Dünger. So brachten zum Beispiel reiner Stickstoffdünger und Kompost auf der Borstgrasweide keine nachhaltige Verbesserung für den Futterbau. Wichtig waren andere Stoffe wie etwa der Phosphor, der den Kleearten das Wachstum erleichterte, und der Kalk, der den äusserst sauren Boden (mit pH-Werten bis 3,5 – das ist nur wenig milder als Essig, saurer als saure Milch und weit weg vom neutralen pH-Wert von 7) etwas neutralisierte. So konnten neben langsam arbeitenden Bodenpilzen, die in sauren Böden überwiegen, vermehrt andere Bodenlebewesen einwandern, die abgestorbene Pflanzen schneller rezyklieren. Dadurch wurden wieder mehr Nährstoffe verfügbar, weshalb unter anderem mehr Kleearten wachsen konnten, die ihrerseits mehr Stickstoff aus der Luft banden und den Boden zusätzlich düngten. So kamen Kreisläufe und Rückkoppelungsprozesse in Gang, die das Ökosystem langfristig veränderten.

2. Einsaaten

Auf einem Teil seiner Versuchsflächen hatte Werner Lüdi auch Samen von Futterkräutern eingebracht. Christine Heiniger stellte nun fest, dass sich dadurch tatsächlich der Anteil dieser Kräuter langfristig vergrösserte, was darauf hindeutet, dass an diesen Standorten keine «Sättigung» mit solchen Samen herrschte – das heisst, diese Kräuter waren vor den Versuchen nicht nur selten wegen der Bodenbeschaffenheit und anderen Umweltbedingungen, sondern auch, weil es schlicht zu wenig Samen gab. Am stärksten war der Effekt der Einsaat bei den Kleearten. Heiniger vermutet, dass die Samen dieser Arten von Natur aus besonders schnell knapp werden, weil sie vergleichsweise gross sind und die Pflanze deshalb nicht endlos viele Samen produzieren kann; zudem werden Klee und andere Leguminosen besonders gerne von allerlei Tieren gefressen – was wiederum die Samenproduktion beeinträchtigt.

In Bezug auf die Klimaerwärmung zeigen die Ergebnisse, dass Alpweiden und Wiesen dieser Höhenstufe relativ offen sind für Einwanderung – zum Beispiel für die Aufwärtswanderung von Arten aus dem Tiefland. Diese könnten dann die subalpinen und alpinen Arten verdrängen – besonders dort, wo die Böden auch stärker gedüngt werden und so die Stärken der zierlicheren, auf Kälte und Nährstoffknappheit getrimmten Alpenpflanzen keinen Vorteil mehr bedeuten.

Anderseits zeigt die langfristige Wirkung der Einsaatversuche auch, dass die heute vielerorts praktizierte ökologische Aufwertung von extensivierten Wiesen und Weiden durch die leicht anwendbare Einsaat von Wiesenblumen erfolgversprechend ist.

Zum Schluss ihrer Arbeit weist Christine Heiniger darauf hin, dass das Potenzial der Versuchsweide von der Forschung bisher bei weitem noch nicht ausgeschöpft worden ist. Hilfreich sein könnte sie zum Beispiel auch für die Erforschung von Konkurrenzprozessen in Ökosystemen, von lokaler Anpassung, von Wurzelpilzen und vom Zusammenhang zwischen Artenreichtum und Produktivität eines Ökosystems.

(nach: Christine Heiniger, Short-term Fertilization and Seed Addition Affect Subalpine Grasslands after Several Decades. Masterarbeit 2010.)

Produkt einer Schweizer Tradition

Dass es die Versuchsweide auf der Schynigen Platte mit ihren einmalig langen Datenreihen überhaupt gibt, ist dem Informationsaustausch zwischen landwirtschaftlicher und ökologischer Forschung zu verdanken – denn sonst wäre Werner Lüdis Versuch vergessen und nicht für die Erforschung der Zusammenhänge zwischen Umwelteinflüssen und biologischer Vielfalt nutzbar gemacht worden.

Während sich die landwirtschaftliche Forschung in anderen führenden Ländern der ersten Grünen Revolution zunehmend einseitig auf das Erbgut der einzelnen Pflanze und die Züchtung von Hochleistungssorten konzentrierte, dachten in der Schweiz sowohl Biologen und Naturschützer wie Werner Lüdi als auch Futterbauforscher in ökologischen und kulturellen Zusammenhängen;

Landwirtschaft und Ökologie im Alpengarten

Das Bewusstsein, dass viele alpine Pflanzengemeinschaften nicht nur durch die Natur, sondern auch durch die landwirtschaftliche Nutzung geprägt sind, bestimmte von Anfang an auch den botanischen Alpengarten Schynige Platte. Anders als die anderen damaligen Alpengärten verfolgte er schon bei seiner Gründung das Ziel, so viele Schweizer Alpenpflanzen wie möglich in ihren natürlichen Gesellschaften zu zeigen. Dabei kamen automatisch auch «landwirtschaftliche» Pflegemethoden zum Einsatz wie etwa das regelmässige Mähen von Standorten – zum Beispiel der Rostseggenhalden, der traditionellen Wildheuhänge. Und seit 1976 wird die kleine Borstgrasweide im Garten jeweils im Sommer von zwei Schafen abgeweidet. Über den Zusammenhang zwischen Bewirtschaftung und Pflanzengemeinschaften können sich die Besucher beim Gartenteam informieren oder in einer ständigen Ausstellung im Eingangsgebäude, die vom Beispiel der Borstgrasweide ausgeht: Mist verwandelt den mageren, extensiv genutzten Rasen mit Orchideen und anderen hoch spezialisierten, oft seltenen Blumen in bunte Milchkrautweiden, in denen viele, allerdings kaum seltene Pflanzen wachsen. Wird die Düngung zur Überdüngung, überwuchert der Alpenampfer fast alles andere – der Fall der allseits unbeliebten «Lägervegetation». Und hört die Nutzung auf, wird die Artenvielfalt von Wacholder- und Alpenrosengebüsch verdrängt.

(Otto Hegg und Eva Styner, Ausstellungsposter 2005)

Auch im Alpengarten können viele Pflanzengesellschaften nur mit Hilfe landwirtschaftlicher Nutzungsmethoden wie das Heuen erhalten werden. Die Arbeiten interessieren die Besucher. Und der Alpenwildpark Interlaken braucht dieses Wildheu für seine Steinböcke.

beide Seiten hatten zwar ihre eigene Perspektive, aber sie waren sich nicht fremd und konnten auch einmal die Perspektive wechseln, so wie der Botaniker Lüdi in seinem Düngerversuch.

Das gegenseitige Interesse von ökologischer und landwirtschaftlicher Forschung hat eine lange Tradition in der Schweiz. So untersuchten schon die Pioniere der modernen Futterbauforschung seit dem späten 19. Jahrhundert positive Wechselwirkungen von Kleearten, die mit Hilfe der Knöllchenbakterien an ihren Wurzeln Stickstoff aus der Luft binden, und Grasarten, die viel Stickstoff benötigen. «Auf allen besseren Bodenarten erntet man die grössten und nachhaltigsten Erträge, wenn die Klee- und Grasarten in zweckentsprechendem Mischungsverhältnis angebaut werden», schrieb etwa Friedrich Gottlieb Stebler, und auf der Fürstenalp entwickelte er gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine Klee-Gras-Mischung fürs Berggebiet. Auf dieser Tradition bauten die AGFF und die landwirtschaftlichen Forschungsanstalten in der Schweiz auf, als sie ab den 1930er Jahren kontinuierlich standortgerechte Wiesen und Weiden erforschten und für den intensiven Futterbau Klee-Gras-Mischung entwickelten – zu einer Zeit, als Länder wie England auf reine Raigras-Kunstwiesen und enorme Düngermengen setzten.

Nicht landwirtschaftliche, sondern gärtnerische Eingriffe braucht es im künstlich angelegten Urgesteinsfeld im Alpengarten: Die Gärtnerinnen Jasmin Senn und Jolanda Keller beim Jäten.

Neue Resultate aus Forschungsarbeiten von ETH und Agroscope Reckenholz-Tänikon ART belegen mit eindrücklichen Zahlen, wie der Anbau von ausgeglichenen Klee-Gras-Mischungen gleichzeitig die Stickstoff-Ernährung der Graspflanzen und die Fixierung von Stickstoff aus der Luft durch die Kleepflanzen verbessert. So war in Versuchen der Anstieg des Stickstoffgehalts der Gräser in einer Mischung mit 80 Prozent Klee vergleichbar mit dem Effekt, der in reinen Graskulturen mit einer Erhöhung der jährlichen Stickstoffdüngung von 50 auf 450 Kilogramm Stickstoff pro Hektare erzielt wird. Der Kleeanteil der optimalen Mischung liegt allerdings etwas tiefer, weil ein höherer Grasanteil zu einem höheren Gesamtertrag führt. Zumindest teilweise wird die Reduktion des Kleeanteils aber wieder kompensiert, weil ein höherer Grasanteil und damit ein höherer Stickstoffverbrauch die Stickstoff-Fixierung durch die Knöllchenbakterien-Kleepflanzen-Symbiose stimuliert. Ähnlich bindet eine Kleepflanze auch bei einem tieferen Düngerniveau verhältnismässig mehr Stickstoff als bei einer stärkeren Düngung.

Heute gewinnt das Schweizer Modell überall an Boden. Denn gemischte Bestände sparen nicht nur massiv Dünger – mit positiven Folgen für die Wasser- und Luftqualität sowie, im Fall von Kunstdünger, für den Energieverbrauch – , sondern können sich auch besser an die Folgen des Klimawandels anpassen.

Das bestätigt in grossem Massstab und wissenschaftlich kontrolliertem Rahmen das «Jena-Experiment», bei dem Ökologen aus ganz Europa seit 2002 auf über hundert Parzellen 60 Pflanzenarten traditioneller Fettwiesen in unterschiedlichen Kombinationen untersuchen: Nährstoffe und Wasser werden umso effizienter genutzt, Krankheiten und invasive Pflanzen umso besser begrenzt, je vielfältiger die Artenzusammensetzung ist – je mehr Pflanzen sich mit ihren unterschiedlichen Bedürfnissen und Fähigkeiten ergänzen. Am wichtigsten ist die Kombination von kleinen und grossen Kräutern, Leguminosen und Gras, weil sich diese unterschiedlichen Gruppen in der Nutzung von Raum und Ressourcen optimal ergänzen. Darüber hinaus bringt aber auch jede zusätzliche Art einen Produktivitätsgewinn.

«Überrascht hat uns, dass die Produktivitätssteigerung durch Artenreichtum auch bei starker Düngung noch funktioniert», sagt der Berner Biologieprofessor Markus Fischer, der Forschungsarbeiten in Jena und neu auf der Schynigen

Bei der fachgerechten Pflege der Borstgrasweide im Alpengarten helfen jeweils zwei Schafe – aber erst, wenn die Blumen in diesem Quartier verblüht sind.

Luftbild des Jena-Experiments mit seinen Versuchsflächen unterschiedlicher Pflanzenartenvielfalt. Foto: Dr. Alexandra Weigelt, Universität Leipzig

Platte leitet. «Allerdings kann die ursprüngliche Artenzusammensetzung der artenreichen Flächen bei hohen Düngermengen nur durch Jäten einwandernder Arten erhalten werden.» In der Landwirtschaft funktioniert intensiver Futterbau deshalb nur mit relativ wenig Arten. «Aber auch bei fünf bis zehn Arten kann es immer noch günstige ökologische Nebenwirkungen geben – in Vernetzung mit den Schutzgebieten und extensiven Flächen, auf denen die Artenvielfalt Vorrang hat, und die dafür das landwirtschaftliche Umland mit Nützlingen versorgen.»

«Das entspricht auch den Zielsetzungen der Schweizer Landwirtschaft mit ihrem hohen Raufutteranteil und mit abgestufter Bewirtschaftung», sagt Andreas Lüscher, Leiter der Gruppe Futterbau/Grasland am ART. «Gunstlagen werden intensiv bewirtschaftet mit Mischungen, die seit 60 Jahren am Agroscope entwickelt werden, um die Vorteile von mehreren Arten gezielt zu nutzen. Schwierige Lagen werden mit Magerwiesen bewirtschaftet – die immer noch Tierfutter und damit auch Dünger für intensive Wiesen liefern. So kann fast jeder Betrieb alles machen.» Was aber nicht geht, da sind sich die Forscher einig, ist, dass man auf jeder Parzelle gleichzeitig alles macht.

Forschen in der «Düngerlücke»

Zwar geht es auch heute um den möglichst effizienten und gezielten Einsatz von Dünger. Eine ganz andere Dringlichkeit hatte das Problem aber für Bauern, Ökonomen und Forscher bis weit ins 19. Jahrhundert. Damals war die zentrale Frage, wo man überhaupt Dünger herbekommt. An erster Stelle stand die Propagierung der Stallhaltung, damit Mist und Gülle kontrollierter eingesetzt werden konnten, und auch schon der Anbau von Klee und anderen Leguminosen; dazu kamen andere örtlich verfügbare Dünger wie Asche, Knochenmehl, Kompost, Laub- und Lischen-Streue, Bewässerung (da Wasser auch Nährstoffe in die Wiesen trägt) oder Mergel. Die Publikationen des 18. und 19. Jahrhunderts zeigen dabei eine grosse Experimentierfreude, die sich keineswegs nur auf die bekannten Pioniere mit den grossen Mustergütern beschränkt. Von einem Versuch auf Breitlauenen berichtet Pfarrer Schatzmann in seiner Sammlung guter Beispiele aus der ganzen Schweiz, die er 1864 unter dem Aufruf «Dünget die Alpen!» publizierte:

«Herr Amtsverweser Ritschard in Interlaken hat im vergangenen Sommer auf seiner Alp ‹Breitlauenen› einen Versuch gemacht, pulverisirten Kalk (aus Sprenglöchern) über die Rasendecke auszustreuen. Der Einfluss auf das Wachsthum der Alpenpflanzen war ein sehr sichtbarer und erfreulicher.» Anders als bei der Kalkdüngung auf der benachbarten Alp Iselten sind von diesem Versuch im Gelände keine Spuren mehr zu finden.

Gut erhalten sind hingegen einzelne Versuche Karl Kasthofers, der 1806 als erster Forstmeister des Berner Oberlands nach Unterseen kam. Mit Besorgnis beobachteten Kasthofer und seine Zeitgenossen, dass eine wachsende Bevölkerung mit wachsenden materiellen Ansprüchen mehr Lebensmittel, Rohstoffe und Energie brauchte. Weil es aber noch keinen Kunstdünger gab, dessen Produktion beliebig gesteigert werden kann (so lange die Energie und die Rohstoffe reichen), und weil bekannte Intensivierungsmöglichkeiten etwa mit Stalldünger am Kreislauf von kargem Futter, kleinen Viehbeständen und geringen Düngermengen scheiterten, stiess das Wachstum immer wieder an die engen Produktivitätsgrenzen der landwirtschaftlichen Böden – eine Situation, die Historiker heute als «Düngerlücke» bezeichnen. Auf der Suche nach zusätzlichen Ressourcen intensivierte die Bevölkerung traditionelle landwirtschaftliche Nutzungen des Waldes wie etwa die Waldweide sowie die Futterlaub- und Streuenutzung. Weil aber fossile Brennstoffe und Wasserkraft noch

keine nennenswerte Rolle spielten, musste der Wald auch den steigenden Energiebedarf decken. Aus Angst vor einer Übernutzung versuchten die meisten Forstverwaltungen deshalb, die landwirtschaftlichen Nutzungen aus dem Wald zu verbannen; sie setzten damit eine lange Reihe von Auseinandersetzungen fort, in denen lokale Gemeinden und ihre Obrigkeiten seit dem Mittelalter mit zunehmender Intensität um die Nutzungsrechte am Wald gekämpft hatten. Der radikale Liberale Kasthofer, der nach der Revolution von 1830 in Bern Karriere als Kantonsforstmeister und Regierungsrat machte, gehörte zu den wenigen leitenden Forstbeamten, die sich auf die Seite der lokalen Bevölkerung stellten. So fiel das erste Waldkantonnement im Kanton Bern – die klare Aufteilung der Nutzungsrechte am Böniger Wald zwischen dem Staat Bern und der Gemeinde Bönigen von 1811 – dank Kasthofers Einsatz dermassen günstig für die Gemeinde aus, dass der Kanton auf weitere Übungen dieser Art verzichtete, bis die Liberalen und damit auch viele Vertreter ländlicher Gemeinden 1830 an die Macht kamen. Selbst als die Böniger Dorfjugend die frischen Edelkastanien- und Arvensaaten einer Aufforstung im Sytiwald ausgrub und aufass und ein paar Jahre später die Ziegen die Bäumchen abweideten, die trotz aller Widrigkeiten noch hatten keimen können, äusserte Kasthofer nur sehr milde den Wunsch nach mehr Einsicht der Bevölkerung in Waldbaufragen. Vor allem aber überlegte er, wie künftige Aufforstungen technisch verbessert werden und mit dem Einbezug der Bevölkerung ihrer Sorge um Nutzungsrechte Rechnung tragen könnten.

Forstmeister Kasthofers «Waldweide» im Bleiki ob Interlaken wird seit 200 Jahren in gleicher Weise bewirtschaftet.

Von Kasthofers Verständnis für die Lage der einfachen Leute zeugt auch seine ausdrückliche Erlaubnis der Streuenutzung in den Staatswäldern – nur mit gewissen Einschränkungen zum Schutz von Aufforstungen. Trotzdem gelang es dem Forstmeister nur in seltenen Fällen, das Vertrauen der Oberländer Bevölkerung zu gewinnen. Das Misstrauen, das allein schon seinem Amt entgegengebracht wurde, schürte er wohl zusätzlich durch seine unerschütterliche liberale Überzeugung, dass der Wald und die Alpweiden nur dann nachhaltig genutzt werden könnten, wenn sie als Privateigentum aufgeteilt würden – was gerade in diesen traditionell genossenschaftlich verwalteten Bereichen nicht auf Sympathie stiess. So wurden seine Projekte von den meisten Gemeinden sabotiert. Kasthofer gab aber nicht auf. Weil er auf politischer Ebene dafür warb, die landlosen Armen aus den Armenhäusern zu holen und sie als selbständige Bauern auf den tiefer gelegenen Alpen anzusiedeln, kaufte er den Abendberg bei Interlaken, um zu prüfen, wie weit die Alpwirtschaft durch eine geschickte Kombination mit einer vielfältigen, aber schonenden Waldnutzung intensiviert werden könnte. Die Aufforstungen, die Entbuschung und Düngung von Wiesen und Weiden und der Gartenbau lieferten offenbar auch befriedigende Ergebnisse; nur den Getreidebau gab Kasthofer bald als ungeeignet auf. Von seinem Versuchsbetrieb zeugen heute noch ein paar schöne alte Ahorne, die als Futter- und Streuelieferanten gepflanzt wurden, und einige alte Lärchen.

Die Lärche war Kasthofers liebster Baum, weil sie wertvolles, dauerhaftes Bauholz liefert und weil ihre lichtdurchlässige Krone das Wachstum der Vegetation am Boden kaum behindert, so dass sie sich besonders gut für die Wald-Weide-Kombination eignet. Eine Gelegenheit, diese Vorzüge zu beweisen, bot sich Kasthofer auf der Bleikiweide am Südhang des Harders auf halbem Weg zwischen Interlaken und dem Hardergrat. Die Fläche, die schon damals dem Staat gehörte, wurde vom Pächter als Heuwiese genutzt und befand sich zu Beginn des Experimentes nach Kasthofers Angaben über weite Strecken «im Zustande gänzlicher Erschöpfung und häufig mit Heyde, Haselsträuchern und Dornen überwachsen.» Kasthofer liess sich die Vollmacht geben, «gutfindende Waldkulturen auf derselben vorzunehmen, bei welchen Kulturen ich nach dem Grundsatze verfuhr, ohne Verzichtleistung auf den Heuertrag, vielmehr zu mehrerem Gewinn desselben, auf den schlechtern Theilen eine Waldweide (paturage boisé) durch lichte Lärchtannen anzulegen.» Die Bäume wurden zunächst dicht gepflanzt, «um durch den Abfall der Baumnadeln den ausgemä-

Historische Landwirtschaftsversuche, soweit das Auge reicht: Im Vordergrund die Alp Breitlauenen, die 1863 versuchsweise mit «Kalk aus Sprenglöchern» gedüngt wurde; links über Interlaken der Abendberg, den Forstmeister Kasthofer Anfang 19. Jahrhundert als Versuchsbetrieb führte; und rechts über Interlaken der Harder mit Kasthofers «Waldweide» im Bleiki.

gerten Boden zu düngen und die schlechten Straucharten durch die Beschattung und Trauffe der Bäume zu verdrängen.» Später wurde der Wald ausgelichtet. Obwohl der Schneedruck einen Teil der Pflanzung zerstörte und Kasthofer klagt, seine Nachfolger hätten seine Kultur «nicht verstanden», entwickelten sich Bäume und Heuertrag gut – nicht nur nach Kasthofers eigener Aussage, sondern auch nach seinem Nachfolger Fankhauser, der die Waldweide an der Jahresversammlung des Schweizerischen Forstvereins von 1852 in Interlaken seinen Gästen stolz als gelungenes Beispiel einer forst- und landwirtschaftlichen Verbesserung präsentierte. Obwohl mittlerweile keine Holz- und Düngerknappheit mehr herrscht, haben die verantwortlichen Oberförster das Bleiki bis heute weitgehend nach Kasthofers Vorstellungen genutzt und gepflegt, so dass das Gebiet nach wie vor auch für die landwirtschaftliche Nutzung verpachtet wird.

Eine ähnliche Waldweide legte die Burgergemeinde Unterseen auf ihrem Gebiet am Harder an, zur grossen Freude Kasthofers. Dieser Baumbestand ist allerdings zu dichtem Wald geworden, in dem aber noch bis heute Nachkommen der damals gepflanzten Bäume wachsen – Kirschen, Edelkastanien und vor allem Lärchen. Für die moderne landwirtschaftliche Forschung haben Kasthofers Versuche keine Bedeutung, wohl aber für die Förster, die Kasthofers Tradition mit grossem Interesse für artenreiche, multifunktionale Wälder weiterführen.

Literatur und Quellen:

Fischer, Markus, L'expérience de Jena démontre les avantages de la diversité végétale pour les prairies agricoles, in: Fourrages 195 (2008), Seiten 275–286.

Hegg, Otto, Langfristige Auswirkungen von Düngung auf einige Arten des Nardetums auf der Schynigen Platte ob Interlaken, in: Angewandte Botanik 58 (1984), Seiten 141–146.

Ders., Das Langzeitgedächtnis der Vegetation: Neue Resultate aus der Versuchsweide von 1930 bis 2004 auf der Schynigen Platte (2000 m. ü. M.), in: Berichte der Reinhold-Tüxen-Gesellschaft 17 (2005), Seiten 41–54.

Hegg, O., Feller, U. Dähler, W., Scherrer, C., Long term influence of fertilization in a Nardetum, in: Vegetatio 103 (1992), Seiten 151–158.

Heiniger, Christine, Short-term Fertilization and Seed Addition Affect Subalpine Grasslands after Several Decades. Masterarbeit der Philosophisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bern bei Prof. Dr. Markus Fischer, Institut für Pflanzenwissenschaften, 2010.

Kasthofer, Karl, Bewirtschaftung der freien Staatswälder im bernerschen Hochgebirge, in: Schweizerisches Forstjournal, 1. Jahrgang, 1850, Seiten 219–242, und 2. Jahrgang, 1851, Seiten 7–15.

Lehmann, Josef: Von der Kontrollstation zum Nationalen Zentrum für Agrarökologie. Zur Geschichte der landwirtschaftlichen Forschungsanstalt Zürich-Reckenholz 1878–2003. Zürich 2003.

Lüdi, Werner: Förderung der Selbstversorgung unseres Landes durch die Verbesserung der Alpweiden, in: Schweizerische Landwirtschaftliche Monatshefte, XIX. Jahrgang, Heft 1, 1941, Seiten 1–6.

Ders.: Erfahrungen mit künstlichen Pflanzengesellschaften im Alpengarten Schinigeplatte, Berneroberland, in: Bulletin du jardin botanique de l'état Bruxelles/Bulletin van de Rijksplantentuin Brussel, Jubiläumsband Walter Robyns XXVII, Dezember 1957, Seiten 605–621.

Ders.: Versuche zur Alpweidenverbesserung auf der Schynigen Platte bei Interlaken, Beilage zum Jahresbericht 1958 des Vereins Alpengarten Schynige Platte, Interlaken 1959.

Reinhard, Oskar: Auf den Spuren von Karl Albrecht Kasthofer, in: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee 1973, Seiten 41–55.

Schatzmann, Über Alpendüngung, in: Schweizer. Alpenwirthschaft, V. Heft, 1864, Seiten 3–36.

Spiegelberger, Thomas, Otto Hegg, Diethart Matthies, Katarina Hedlund, Urs Schaffner: Long-term Effects of Short-term Perturbation in a Subalpine Grassland, in: Ecology 87, 2006, Seiten 1939–1944.

Stebler, Friedrich Gottlieb: Alp- und Weidewirtschaft. Berlin 1903.

Stuber, Martin, Matthias Bürgi: Hüeterbueb und Heitisträhl. Traditionelle Formen der Waldnutzung in der Schweiz 1800 bis 2000. Bern 2011.

Geschichte des Pflanzenbaus im Internet: Futterbau-Blog <heidismist>.

Fotos: Sibylle Hunziker, ausser denen auf den Seiten 134, 138, 148.

Heini Hofmann

Orchideen – Blumengedichte der Natur

Die Königskinder der Blütenpflanzen rund um den Thuner- und Brienzersee

Wer von Orchideen spricht, denkt an exotische Blumen und vergisst dabei gerne, dass es auch einheimische gibt. Allein im Uferbereich von Thuner- und Brienzersee gedeihen stolze 34 Arten. Bei ihnen verhält es sich wie bei den Schmetterlingen: Sie sind nicht weniger spektakulär, sondern lediglich kleiner als ihre tropischen Verwandten.

Was die Kolibris unter den Vögeln, sind die Orchideen unter den Blumen: faszinierende Geschöpfe, von allen bewundert. Die Familie der Orchideen ist zudem die artenreichste unter den Blütenpflanzen: 25 000 Orchideenarten sind bisher bekannt, und es werden laufend neue entdeckt, so dass man mit insgesamt 30 000 rechnet. Einzige Nutzpflanze ist eine Vanille (Vanilla planifolia), ursprünglich in Mittelamerika beheimatet, heute über die ganzen Tropen verbreitet. Deren Schoten liefern – nach Fermentation – das weltweit beliebte Gewürz.

Kleines Blütenwunder

Orchideen gehören zur Familie der einkeimblättrigen Pflanzen (Monokotyledonen). Sie sind Weltbürgerinnen und somit vertreten vom nördlichen Polarkreis bis hinunter nach Tierra del Fuego an der Südspitze Südamerikas und bis auf die Inseln südlich von Australien. Nur gerade im offenen Wasser und in Vollwüsten fehlen sie.

Orchidaceen sind die vielgestaltige Inkarnation bizarrer Formen und Farben: Die kleinste misst bloss 3 bis 4 mm, während die grössten, die Vanillen, bis 20 m lange Lianen ausbilden. Viele – in der Schweiz und in Europa alle – wachsen auf dem Boden (terrestrisch), andere – vor allem in den Tropen – auf Bäumen (epiphytisch) oder sogar auf Felsen oder Lava (lithophytisch).

Die Orchideenblüte mit ihrem Dreizahl-Bauplan besteht aus sechs Blütenblättern in zwei konzentrischen Kreisen zu je dreien. Den äusseren Kreis bilden drei umgewandelte Kelchblätter (Sepalen), die bei manchen Arten dicht zusammen liegen und das Blüteninnere helmartig überdachen.

Von den drei Blütenblättern des inneren Kreises sind die zwei äusseren gleich geformt (Petalen), während das mittlere, die Lippe (Labellum), stark abgewandelt, oft sackförmig (wie beim Frauenschuh) und leuchtend gefärbt ist und so die Fremdbestäubung begünstigt; denn sie dient den Bestäubern als einladender Landeplatz.

In der Mitte der Blüte befindet sich – ein Verschmelzungsprodukt der männlichen Staubblätter und des weiblichen, narbentragenden Griffels – die Säule mit Pollinien (Blütenstaubmasse) und einer Narbe.

Symbiose mit Pilzen

Orchideen sind mehrjährige Kräuter. Die ungünstige Jahreszeit überdauern sie in unterirdischen Knospen in Form von Wurzeln, Knollen oder Rhizomen. So wie viele Pflanzen von einer Lebensgemeinschaft (Symbiose) mit Pilzen profitieren, tun dies auch Orchideen, aber auf ihre Weise. In der Regel versorgt eine Pflanze den Pilz mit Kohlehydraten (Zucker) aus der Photosynthese, die er nicht selber tätigen kann. Umgekehrt hilft der Pilz der Pflanze bei der Aufnahme von Mineralstoffen aus dem Boden, indem er sein feines Netz von Pilzfäden (Mycelium) als Erweiterung der gröberen Wurzeln zur Verfügung stellt.

Da Orchideen sehr kleine Samen bilden, die über wenig Reservestoffe verfügen, könnten sie nach der Keimung nicht allein überleben. In frühen Lebensstadien sind daher alle Orchideen auf die Versorgung durch Pilze angewiesen, und zwar sowohl bezüglich mineralischer Nährstoffe als auch Kohlehydraten. Gewisse, vor allem im Wald lebende Orchideen, die nur wenig oder kein Blattgrün enthalten (zum Beispiel Nestwurz), bleiben dieser Lebensweise sogar als ausgewachsene Pflanze treu und werden dadurch zu einseitigen Schmarotzern der Pilze.

Orchideen-Biotop Wald

Ein bevorzugter Lebensraum für Orchideen ist der Wald. In Laubmischwäldern finden sich unter den Frühblühern in der Krautschicht auch Orchideenarten wie Grosses Zweiblatt oder Manns- und Purpurknabenkraut. Der Rotbuchenwald mit seinem geschlossenen Kronendach lässt wenig Licht durch. Doch vor dem Blattaustrieb der Buchen haben auch Orchideen als Frühblüher eine Chance, so zum Beispiel Vogel-Nestwurz oder Violette Ständelwurz.

Von anderen Baumarten durchsetzter Buchenwald an südexponierten Kalkhängen wird sogar als Orchideen-Buchenwald bezeichnet, Heimat unter anderem der drei Waldvögelein (Bleiches, Langblättriges und Rotes). Der buschige und artenreiche Flaumeichenwald, meist durchsetzt mit Trockenraseninseln, ist ideal für Orchideen, zumal solche, die aus dem Mittelmeerraum eingewandert sind, wie Violetter Dingel, Puppenorchis und Affen-Knabenkraut.

Im montanen und subalpinen Fichtenwald sind Kleines Zweiblatt, Korallenwurz, Blattloser Widerbart und Frauenschuh zu Hause. Im moosreichen Weisstannenwald fühlt sich das Kriechende Netzblatt heimisch. Weil Föhrenwälder auf Extremstandorten nur lockere Bestände aufweisen, lassen sie viel Licht auf den Boden, was Lichtpflanzen wie Orchideen behagt, zum Beispiel dem Fliegen-Ragwurz oder dem Braunroten und Langgliedrigen Ständelwurz.

Überlebenskünstler

Auf Grasinseln im lichtdurchfluteten Lärchen-Arvenwald kann man etwa dem Wohlriechenden Handwurz, der Kugelorchis oder dem Schwarzen Männertreu begegnen, ebenso im Bergföhren- und Legföhrenbereich. Auch in der Zwergstrauchheide mit Alpenrosen, Erika und Heidelbeeren gedeihen auf Grasinseln Orchideen wie Manns-Knabenkraut, Grüne Hohlzunge, Schwarzes und Rotes Männertreu oder Weisse Höswurz.

Neben dem Wald gibt es natürlich auch noch andere Biotope, in denen Orchideen vorkommen: Alpine Magerrasen, Trocken- und Halbtrockenrasen, Heuwiesen, Feucht- und Nasswiesen sowie Flach- und Hochmoore. Orchideen haben auch die Fähigkeit, ungünstige Lebensbedingungen jahrelang als sterile Blattrosette zu überstehen, um dann, wenn sich die Bedingungen verbessern, wieder zu blühen. Bekannt ist ein Beispiel aus dem Thurgau, wo ein Frauenschuh unglaubliche 24 Jahre überdauerte, um nach Auslichtung des Waldes wieder zu erblühen!

Zeigerpflanzen-Funktion

Den Orchideen kommt auch ökopolitische Bedeutung zu; denn sie gelten als Zeigerpflanzen für intakte Ökosysteme. Wo sie verschwinden, kranken auch die Biotope. Deshalb ist es wichtig, dass es eine Institution gibt, die gesamtschweizerisch den Überblick hat, mit Forschung die Grundlagen für den Orchi-

Weisses oder Bleiches Waldvögelein: Es gedeiht an schattigen Standorten in Buchen-, Laubmisch- und Föhrenwäldern und blüht von Mai bis Mitte Juli.

Frauenschuh: Diese bekannteste aller einheimischen Orchideen ist in lichten Wäldern bis hinauf in den Legföhrengürtel anzutreffen. Ihre Blütezeit ist Mitte Mai bis Mitte Juli.

Blattloser Widerbart: Sein Biotop sind schattig-feuchte, moorige Nadel- und Laubwälder. Er blüht von Anfang Juli bis Mitte August.

deenschutz schafft und kompetente Beratung anbieten kann. Diese Aufgabe übernimmt die Schweizerische Orchideenstiftung am Herbarium Jany Renz in Basel (s. Kastentext).

Orchideen bevorzugen die Natur- der Kulturlandschaft und lieben nährstoffarme Lebensräume. Deshalb haben ihnen seit Mitte des 19. Jahrhunderts die landwirtschaftlichen Bodenverbesserungen, der Einsatz von Kunstdünger und die gesteigerte Intensivnutzung stark zugesetzt, so dass vor allem im Mittelland viele Arten verschwanden. Einigen, wie etwa dem auffallend attraktiven Frauenschuh, sind Bestandesplünderungen durch den Menschen zum Verhängnis geworden.

Umgekehrt zeigt sich, dass mit den ökologischen Bestrebungen in der Land- und Forstwirtschaft und mit optimaler Pflege von Restbiotopen die Orchideenvorkommen spürbar angehoben werden können. Wo Orchideenkenner, Behörden sowie land- und forstwirtschaftliche Grundeigentümer zusammenarbeiten, besteht für die Königskinder unter den Pflanzen wieder Hoffnung.

Welterstes Kompetenzzentrum

Mit der Schweiz haben diese Blumengedichte der Natur nicht nur deshalb zu tun, weil sie hier mit immerhin gut 70 Arten vertreten sind, sondern weil hier eine erste Adresse in Sachen Orchideen ansässig ist, eine international renommierte Dokumentations- und Forschungsstätte: die Schweizerische Orchideenstiftung am Herbarium Jany Renz in Basel. Zu solchem Orchideenprimat kam die Schweiz durch den bedeutendsten Amateur-Orchideensystematiker des 20. Jahrhunderts.

Orchideologe Jany Renz
Als Sohn deutscher Eltern, die sich 1904 im Kanton Aargau einbürgert hatten, wurde Jany Renz 1907 in Griechenland geboren, verbrachte jedoch die Jugendzeit, weil die Familie zu Beginn des Ersten Weltkriegs ins Tessin zog, in Castel San Pietro. Nach erlangter Matura in der Ostschweiz, studierte er in München Chemie und arbeitete ab 1936 in der damaligen Sandoz AG in Basel, wo er später für die Gesamtleitung der pharmazeutisch-chemischen Forschung und Fabrikation verantwortlich war.

Foto: Jany Renz, der im Tessin aufgewachsene, bedeutendste Amateur-Orchideenforscher weltweit

Doch Jany Renz hatte zwei Seelen in seiner Brust. Beruflich, als Chemiker, erforschte er die pharmazeutische Wirkung der Inhaltsstoffe von Heilpflanzen, vor allem Herzglykoside. Doch seine heimliche Liebe, das Hobby, galt den Orchideen, wobei ihn hier die äussere Gestalt der Pflanze mit ihrem Reichtum an Farben und Formen faszinierte. Auf unzähligen Sammelreisen rund um den Globus, die er nach seiner Pensionierung 1971 noch intensivierte, hatte er schliesslich zum Thema Orchideen 3000 Fachbücher, 5000 Sonderdrucke und 19 000 Herbarbelege aus aller Welt gehortet.

Diese immense Privatsammlung des 1999 verstorbenen Orchideologen ist eine der grössten und wertvollsten weltweit. Sie ging als wertvolles Kulturgut an die Universität Basel, und Sachwalter wurde die 2001 gegründete Schweizerische Orchideenstiftung am Herbarium Jany Renz. Im Botanischen Institut Basel an der

Schönbeinstrasse 6 haben Herbarium und Bibliothek eine neue Bleibe gefunden, und von hier aus unterstützt die Stiftung die Weiterführung der Forschungs- und Sammeltätigkeit. Ideale Ergänzung ist die grosse Sammlung lebender Orchideen des Botanischen Gartens der Universität Basel beim Spalentor. So entstand am Rheinknie ein einmaliges Orchideen-Kompetenzzentrum, wo sich Forscher aus aller Welt die Klinke reichen.

Praxisorientierte Zielsetzung

Aktuell ist die Stiftung daran, das immense Sammelgut – Herbarien, Dias und Zeichnungen – zu digitalisieren und unter www.orchid.unibas.ch weltweit zugänglich zu machen. Dabei werden aus Artenschutzgründen detaillierte Ortsangaben vermieden. Auch die gesamte Literatur über Orchideen wurde an der Universitätsbibliothek Basel katalogisiert (www.aleph.unibas.ch). Mit dem Swiss Orchid Research Award (SORA) verleiht die Stiftung seit 2007 zudem eine Auszeichnung für wissenschaftliche Forschung in den Fachbereichen Evolutions- und Reproduktionsbiologie, Taxonomie, Anatomie, Physiologie und Ökologie der Orchideen. Die ersten SORA-Awards gingen nach Deutschland, England, Südafrika, Brasilien und La Réunion.

«Die Orchideenstiftung bezweckt», so deren Kustos Samuel Sprunger, «auf nationaler und internationaler Ebene die Erforschung und den Schutz wildlebender Orchideen und sorgt für die Weiterführung von Herbarium und Bibliothek». Und es ist eine ihrer vornehmen Aufgaben, die Entscheidungsträger in Politik und Wirtschaft bei Entwicklungen, welche die Natur tangieren, zu beraten, auf dass auch kommende Generationen sich noch an Orchideen, den Königskindern unter den Blütenpflanzen, erfreuen können.

Die Orchideen-Vorkommen rund um den Thuner- und Brienzersee

Das Gebiet um die beiden Berner Oberländer Seen ist ein wahres Orchideenparadies, wurden doch hier – gemäss neusten Unterlagen des Zentrums des Datenverbundnetzes der Schweizer Flora (ZDSF) – in jüngster Zeit, und dies lediglich in einem Bereich von 300 Metern entlang der Uferlinie, nicht weniger als 34 von 72 in der Schweiz vorkommenden Arten registriert (einige Hybriden nicht mitgezählt). Die nachstehende Liste zeigt, welche Arten in welchen Gemeinden zuletzt nachgewiesen wurden.

Orchideen des Thunerseeufers

1. Zeile = lat. Name, 2. Zeile = dt. Name, 3. Zeile = Vorkommen

Anacamptis morio
Helm-Knabenkraut
Interlaken/Unterseen

Cephalanthera damasonium
Weisses Waldvögelein
Beatenberg/Sigriswil

Cephalanthera longifolia
Schwertblättriges Waldvögelein
Beatenberg/Sigriswil

Cephalanthera rubra
Rotes Waldvögelein
Beatenberg

Corallorhiza trifida
Korallenwurz
Beatenberg

Cypripedium calceolus
Frauenschuh
Spiez

Dactylorhiza fuchsii
Fuchs-Fingerwurz
Beatenberg / Unterseen

Dactylorhiza incarnata
Fleischfarbene Fingerwurz
Spiez / Unterseen

Dactylorhiza maculata
Gefleckte Fingerwurz
Spiez / Sigriswil / Unterseen

Dactylorhiza majalis
Breitblättrige Fingerwurz
Unterseen

Dactylorhiza traunsteineri
Traunsteiners Fingerwurz
Unterseen

Epipactis atrorubens
Rotbraune Stendelwurz
Unterseen / Beatenberg / Sigriswil

Epipactis helleborine
Breitblättrige Stendelwurz
Unterseen / Beatenberg / Sigriswil

Epipactis microphylla
Kleinblättrige Stendelwurz
Beatenberg / Spiez

Epipactis muelleri
Müllers Stendelwurz
Unterseen / Beatenberg / Sigriswil

Epipactis palustris
Sumpf-Stendelwurz
Spiez / Unterseen

Epipogium aphyllum
Blattloser Widerbart
Spiez

Goodyera repens
Kriechendes Netzblatt
Beatenberg

Gymnadenia conopsea
Mücken-Händelwurz
Spiez / Unterseen

Gymnadenia odoratissima
Wohlriechende Händelwurz
Unterseen

Herminium monorchis
Kleine Einknolle
Unterseen

Liparis loeselii
Torf-Glanzkraut
Interlaken / Unterseen

Neottia nidus-avis
Vogel-Nestwurz
Beatenberg / Sigriswil / Unterseen

Neottia ovata
Grosses Zweiblatt
Beatenberg / Sigriswil

Ophrys apifera
Bienen-Ragwurz
Sigriswil

Ophrys fuciflora
Hummel-Ragwurz
Thun / Unterseen / Sigriswil

Ophrys insectifera
Fliegen-Ragwurz
Interlaken

Orchis mascula
Männliches Knabenkraut
Sigriswil

Orchis militaris
Helm-Knabenkraut
Unterseen / Sigriswil

Orchis simia
Affen-Knabenkraut
Därligen

Platanthera bifolia
Zweiblättrige Waldhyazinthe
Beatenberg / Sigriswil / Unterseen

Spiranthes aestivalis
Sommer-Drehwurz
Interlaken / Unterseen

Orchideen des Brienzerseeufers

1. Zeile = lat. Name, 2. Zeile = dt. Name, 3. Zeile = Vorkommen

Cephalanthera damasonium
Weisses Waldvögelein
Bönigen / Brienz / Oberried

Cephalanthera longifolia
Schwertblättriges Waldvögelein
Brienz

Cephalanthera rubra
Rotes Waldvögelein
Brienz

Cypripedium calceolus
Frauenschuh
Brienz

Dactylorhiza fuchsii
Fuchs-Fingerwurz
Brienz

Dactylorhiza majalis
Breitblättrige Fingerwurz
Brienz

Epipactis atrorubens
Rotbraune Stendelwurz
Iseltwald/Brienz

Epipactis helleborine
Breitblättrige Stendelwurz
Iseltwald/Brienz

Epipactis leptochila
Übersehene Stendelwurz
Brienz

Goodyera repens
Kriechendes Netzblatt
Brienz

Neottia nidus-avis
Vogel-Nestwurz
Brienz

Neottia ovata
Grosses Zweiblatt
Brienz / Niederried / Oberried

Ophrys apifera
Bienen-Ragwurz
Oberried

Ophrys insectifera
Fliegen-Ragwurz
Brienz

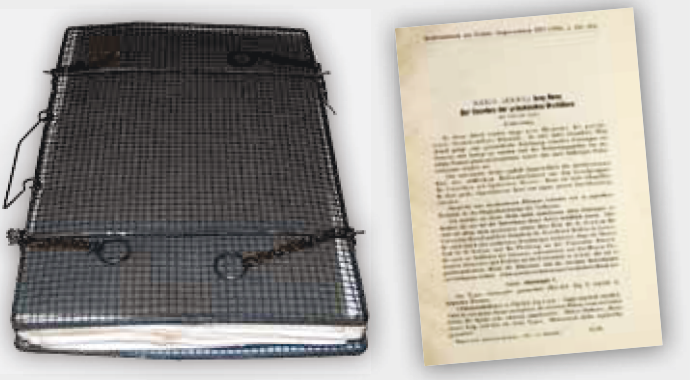
Orchis mascula
Männliches Knabenkraut
Niederried/Oberried

Platanthera bifolia
Zweiblättrige Waldhyazinthe
Brienz

Epipactis leptochila
Übersehene Stendelwurz
Brienz

Kuriosum Herbarium

Eine Sammlung getrockneter, präparierter und bestimmter Pflanzen nennt sich Herbarium – eine Art botanische Bibliothek. Noch heute ist diese Art Dokumentation bei der Erforschung pflanzlicher Biodiversität (in Systematik, Taxonomie, Geobotanik und Ökologie) unbestritten, obschon sich das Präparationsverfahren seit dem 17. Jahrhundert nicht wesentlich verändert hat.



Links: Die altbewährte Pflanzenpresse zur Herstellung von getrockneten Herbarbelegen. **Rechts:** Die Beschreibung zum Typus-Herbarbeleg der von Jany Renz erstentdeckten Orchidee.

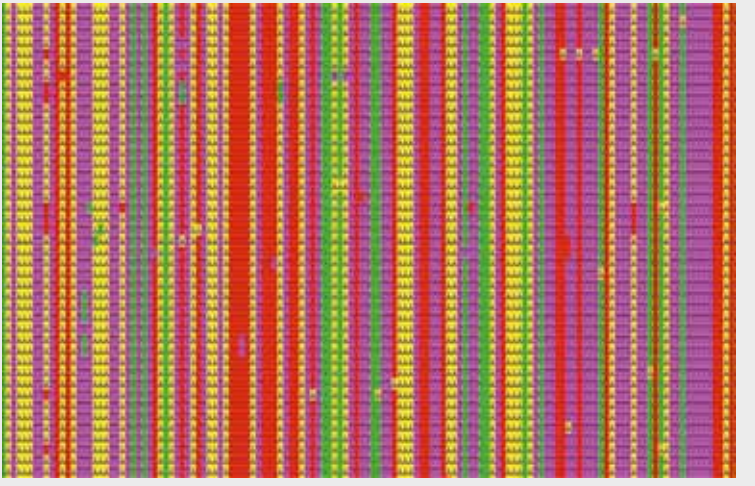
Wer eine neu entdeckte Pflanze gemäss internationalem Code der Botanischen Nomenklatur (ICBN) gültig beschreiben will, muss einen Typus-Herbarbeleg in einem anerkannten Herbarium hinterlegen, das heisst die komplette Pflanze samt Gattungs- und Artbezeichnung, Fundort mit Angabe von Höhe und Pflanzengemeinschaft sowie Datum und Name des Sammlers.

Orchideen sind deshalb schwierig zu herbarisieren, weil sie sukkulente Pflanzenteile aufweisen und ihre Blüten oft fleischig sind. Deshalb ist – besonders in den Tropen – die Gefahr des Verschimmelns oder Verfaulens gross.

Getrocknet werden Herbarbelege zwischen Fliesspapierlagen in einer belüfteten Pflanzenpresse. Farbige Blüten können mit dem Bügeleisen (Einstellung Seide) unter Fliesspapier geglättet und getrocknet werden. Zwecks Schädlingsvermeidung werden die Herbarbelege paketweise während 3 Tagen bei -60°C tiefgefroren und anschliessend in Plastikhüllen eingeschweisst.

Modernes Fingerprinting

Das Entdecken immer neuer Orchideen macht es zunehmend schwieriger, Bestimmungsschlüssel für die verschiedenen Gattungen zu erstellen. Deshalb nutzt man heute auch molekulare Hilfsmittel. Obwohl morphologische, von Auge oder im Mikroskop erkennbare Merkmale für Taxationszwecke weiterhin notwendig sind, bieten DNA-Sequenzen mancherlei Vorteile.



Das molekulare Werkzeug der DNA-Sequenzen revolutioniert die Klassifizierung.

Damit lässt sich beispielsweise entscheiden, ob eine äussere Ähnlichkeit auf gemeinsamer Abstammung beruht oder unabhängig voneinander entstanden ist. DNA-Sequenzen können auch rasch, in grosser Zahl und für viele Merkmale gleichzeitig produziert, elektronisch übermittelt und mit anderen Datenbanken verknüpft werden.

Anhand molekularer Daten lassen sich zudem Voraussagen machen, ob in anderen verwandten Pflanzen analoge Stoffe gefunden werden könnten oder – was Orchideenzüchter interessiert – welche Arten erfolgreich zu kreuzen wären.

Und schliesslich dient das DNA-Fingerprinting nicht nur der Systematik, sondern auch dem Schutz der Orchideen, indem ihre genetische Variabilität gemessen und dadurch eine bessere Schutzstrategie formuliert werden kann für gefährdete Arten, die genetisch isoliert sind.

Männertreu und Kohlröschen

In der botanischen Systematik werden verwandte Orchideenarten, die sich aus der gleichen Ursprungsart entwickelt haben, zu Gattungen zusammengefasst. Daher der lateinische Doppelname: zuerst die Gattung, dann die Art. Zum Beispiel Cypripedium calceolus für Frauenschuh. Doch diese wissenschaftlichen Namen und damit die Gattungszuordnungen sind nicht in Stein gemeisselt. Je nach Wissensstand ergeben sich ständig Änderungen, zumal jetzt, seit der Einführung molekulargenetischer Methoden.

Auch bei den deutschen Artbezeichnungen, den Trivialnamen, herrscht Verwirrung, da die selbe Pflanze in verschiedenen Ländern und zudem regional innerhalb derselben oft anders benannt wird. Ein Beispiel: Was in der Schweiz Pyramiden- oder Spitzorchis heisst, mutiert in Deutschland zu Hundswurz und in Österreich zu Pyramidenständel. Oder unser Männertreu (dessen Name auf dem Irrglauben an Potenzkräfte beruht) konvertiert volkssprachlich in Deutschland zu Kohlröschen (was wohl kaum vom gleichen Irrglauben abgeleitet wurde...).

Schwarzes Männertreu (Vigritella nigra)

Verführerische Schönheit

Die Frage liegt auf der Hand: Sind die prachtblütigen Orchideen auch trachtspendende Pflanzen für Bienen und andere Insekten? Grossenteils eben nicht! Als verführerische Schönheiten sind sie sogar Meisterinnen der Täuschung.

Normalerweise profitieren bei der Bestäubung sowohl Blütenpflanzen als auch Insekten; denn die Pflanze belohnt die Bestäubungsdienste, das heisst die Übertragung der Pollen auf die Narbe, mit einigen Tropfen Nektar. Das tun auch die Nektarblumen unter den Orchideen.

Doch eine beträchtliche Zahl aller Orchideenarten verzichtet auf solche Symbiose mit Geben und Nehmen und lässt die Insekten leer ausgehen. Das merken sich diese und meiden sie fortan. Doch weil die Orchideen früh blühen, lassen sich bei Frühlingsbeginn noch unerfahrene Insekten immer wieder übertölpeln, so dass die Bestäubung trotzdem funktioniert.

Foto: Hummel auf Fuchs-Fingerwurz (Schweiz)

Der Tricks gibt es viele: Kesselfallenblumen lassen die Insekten in eine Falle rutschen, die sie nicht mehr über die Einstiegsöffnung, sondern nur noch über einen Ausgang hinter dem Geschlechtsapparat verlassen können, vorbei an Narbe und Staubblättern... Nektartäuschblumen simulieren mit Duft, Farbe und Gestalt der Blüte eine perfekte Nektarblume; doch der Sporn enthält keinen Nektar... Schlafstättenblumen bieten den Insekten in ihren röhrenförmigen Blüten Schutz bei Nacht, Nässe und Kälte. Beim Ein- und Austritt passiert im Vorbeigehen die Bestäubung...

Noch raffinierter machen es die Sexualtäuschblumen. Ihre Blüten gleichen frappant den Weibchen von Bienen, Hummeln oder Wespen, so dass die Insektenmännchen auf diesen imitierten Sexappeal hereinfallen. Beim Kopulationsversuch mit der Blütenlippe beladen sie sich mit Samenpaketen der Orchidee. Nutzen haben sie selber keinen, und trotzdem fallen sie – immer nur Männchen – mehrmals auf diese Anmache rein...

Fotos in diesem Artikel: Schweizerische Orchideenstiftung

Das Interview

Redaktion (R): *Herr Alexandre Dubach, von Ihnen spricht man auch als «Schweizer Geigenwunder». Sie sind nicht nur schweizweit, sondern auch international ein anerkannter und mehrfach ausgezeichneter Geigenvirtuose. Sie stammen aus Thun im Berner Oberland, wo Sie auch heute noch leben. Entstammen Sie einer Musikerfamilie?*

Alexandre Dubach (D): Nun, was als «Wunder» klingen soll, verlangt nebst besonderer Begabung vor allem viel Arbeit. Jeder Mensch hat seine Begabung, manchmal unentdeckt. So waren meine Eltern beide künstlerisch veranlagt. Meine Mutter spielte Klavier und fühlte sich in ihrer Jugend auch zum Theater hingezogen. Mein Vater hat an der Fotofachschule in Dresden studiert, wurde also Fotograf, wie seine ganze Familie, eine Fotografendynastie sozusagen. Meine Schwester Daniela spielt wundervoll Klavier, und wir treten seit früher Kindheit immer wieder zusammen auf.

R: *In welchem Alter haben Sie zum ersten Mal eine Geige in die Hand genommen? Bei welcher Gelegenheit wurde Ihre Leidenschaft für dieses Instrument geweckt?*

Riffelalp Zermatt, mit Schwester Daniela

D: Als ich mit vier Jahren zum ersten Mal in den Zirkus gehen durfte und einen Geige spielenden Clown sah, wollte ich es ihm gleichtun und auch Clown werden…
Meine Tante spielte auch sehr gut Geige, und ich staunte ob der Geigen etwa im damaligen Kurorchester Interlaken oder jenen hinter Schaufenstern der Brienzer Geigenbauschule.
Die vollkommene Formschönheit des Instruments hatte mich schon damals fasziniert, und ich versuchte immer, ihre Umrisse zu zeichnen. Ich empfand es als Wunder, wie der Bogen über die Saiten gleitet und dabei wunderschöne Töne hervorzubringen vermag. Als ich sieben Jahre alt war, ging endlich mein Traum in Erfüllung: Unter dem Weihnachtsbaum lag meine erste Geige, und es war einer der schönsten Momente in meinem Leben.

Alexandre als Knabe mit seiner ersten Geige, Weihnachten 1963

R: *Spielen Sie auch Viola nebenher, mehr so als Hobby?*
D: Eigentlich nicht so. Die Viola, auch Bratsche genannt, ist mir zu gross, aber ich mag ihren warmen Klang. Ab und zu greife ich bei meinen Bratsche spielenden Freunden nach ihr und spiele mir ein Violinstück darauf. Danach fühle ich mich auf der viel handlicheren Geige umso wohler. Die Saiten schwingen leichter, und der transparentere Klang entspricht meiner Spielweise doch mehr.

R: *Was für eine Geige spielen Sie?*
D: Eine Nicola Gagliano aus Neapel von 1721. Neulich habe ich zum ersten Mal auf einer Geige von Antonio Stradivari im Konzert gespielt; ein langjähriger Freund hat mir sein wunderschönes Instrument von 1698 für das Brahms Violinkonzert zur Verfügung gestellt. In meiner Jugend hat mir mal sogar Nathan Milstein seine «Strad» unters Kinn gedrückt, als mir die E-Saite platzte.
Ich finde es aber auch wichtig, auf heutigen Instrumenten zu spielen. So habe ich neulich das Mendelssohn Violinkonzert auf einer Geige des Fribourger Geigenbauers Olivier Loup gespielt oder in Rumänien ein italienisches Instrument eingeweiht, das dort für Studenten erworben wurde. Und natürlich kommen wir noch auf die «Brienzer Gemeinschaftsgeige» zu sprechen. Unser Thuner Geigenbauer Daniel Schranz hat mich mal gar dazu eingeladen, im selben Konzert auf über 20 verschiedenen Schweizer Geigen zu spielen.

R: *Spielen Sie auch Jazz?*
D: Ich habe damit wenig Erfahrung, bin aber offen für andere Stilrichtungen. So hat mich etwa mein Freund, der Saxophonist Raphael Zehnder, eingeladen, mit ihm und dem Kammerorchester Gabrovo (Thuns Partnerstadt in Bulgarien) zu improvisieren.

R: *Haben Sie Hobbys? Haben Sie neben Ihrer Tätigkeit überhaupt noch Zeit für Hobbys?*
D: Ich habe Hobbys, sie gehören zur Lebensqualität! So bin ich eine Sammlernatur bei allem, was mit Geigen zu tun hat. Mich interessieren aber auch Bücher, Keramik und vieles, was mit unserer Gegend in Bezug steht, wie etwa alte Briefmarkenkästchen mit handgemalten Veduten, also Ortsansichten. Beim Wandern fühle ich mich eins mit der Natur und kann neue Kräfte sammeln. Ich entdecke aber auch gerne Städte und Dorfbilder. Schon als Junge besuchte ich Kirchen, Schlösser und Museen und war von den Holzhäusern unserer Täler und Ufer fasziniert. Dass man zum kulturellen Erbe Sorge trägt, ist mir wichtig. Ich möchte auch öfter an Konzerte meiner Kollegen oder ins Theater gehen und hoffe, bald einer Inszenierung meines Freundes Alban Beqiraj beiwohnen zu können.

R: *Was fasziniert Sie so an Paganini? Man nennt Sie ja nicht umsonst den «Hexenmeister auf vier Saiten».*

Athenäum Bukarest

D: Paganini ist der Inbegriff des Violinvirtuosen, des Virtuosen überhaupt! Schon als Kind konnte ich mich an dieser Mischung aus geigerischer Artistik und berührender Cantabilität, dem gesanglich-melodischen Ausdruck, kaum satthören. Um mit Schumann zu sprechen, ist er das Ideal des Ausdrucks und der Fertigkeit! Mir gefällt auch das Opernhafte an seiner Musik; keiner kann schöner auf der Geige singen als er. So bewundere ich seine Adagios fast noch mehr als seine «Zauberkunststücke». Mit dem Orchestre Philharmonique de Monte Carlo habe ich alle 6 Violinkonzerte aufgenommen. Ein besonderes Erlebnis war immer wieder, all seine 24 Capricci live zu spielen, etwa in Genova, im Athenäum in Bukarest, dem schönsten Saal Rumäniens oder im Nationaltheater an der Mutter-Theresa-Strasse in Prishtina. Als «Duo Paganini» spiele ich auch besonders gerne mit dem Gitarristen David Zipperle.

R: *Lieben Sie auch sonst im Leben die Rasanz?*
D: Nein, überhaupt nicht. Ich habe Angst vor schnell fahrenden Autos, da habe ich beim Fliegen mit all den Sicherheitsvorkehrungen fast mehr Vertrauen. Aber am liebsten fahre ich Zug mit meinem GA. Manchmal wünschte ich mir auch mehr Gemütlichkeit, wenn ich ständig von einem Programm zum anderen wechseln muss, obwohl ich doch so gerne länger bei einem Stück verweilen würde, wenn ich es mal richtig kann.

R: *Wenn Sie wie entfesselt den Bogen über die Saiten führen, muss dieser viele Haare lassen. Wie oft muss der Bogen neu bespannt werden?*

D: Je nach Jahreszeit, Beschaffenheit und Gebrauch der Haare, durchschnittlich vielleicht nach drei Monaten. Das Publikum ist oft amüsiert, wenn die Haare reissen. Weniger lustig ist es für den Spieler, wenn sie auf den Saiten herumtanzen und den Bogen blockieren, indem sie in hohen Lagen unter die Finger geraten.

R: *Wie denken Sie ganz allgemein über Show beim Spielen?*
D: Nun, Paganini war ja in gewisser Hinsicht bestimmt auch «Showman», wenn er etwa auf einer einzigen Saite spielte. Solange die Bewegungen nicht zum «aufgesetzten» Selbstzweck dienen, finde ich sie nicht störend.

R: *Während der Musikfestwoche Meiringen im Juli 2008 bauten fünf Geigenbaumeister aus verschiedenen wichtigen europäischen Geigenbauzentren innerhalb einer Woche in der Geigenbauschule in Brienz gemeinsam eine Geige, die Sie – damals noch unlackiert – am 12. Juli zum ersten Mal an einem Konzert in der Michaelskirche Meiringen spielten.*
Was hatte Sie damals bewogen, dieses Experiment mitzumachen?
D: Ich fühlte mich geehrt, diese Geige sozusagen «zum Leben zu erwecken». Sie war sehr gut eingerichtet und daher auch leicht spielbar; so wagte ich mich in meinem Solorezital nach Bachs «Ciaccona» gleich an schwierigste Stücke wie Heinrich Wilhelm Ernsts «Letzte Rose».

Alexandre Dubach mit Gitarrist David Zipperle

Alexandre Dubach spielt die in fünf Tagen von fünf Geigenbaumeistern gemeinsam gebaute Geige. Begleitet wird er von der *camerata zürich*. Fotos: Christoph Frutiger

R: *Hatten Sie geahnt, wie wunderbar der Klang dieser Gemeinschaftsgeige war?*
D: Ja, aber sie klang noch besser als ich vermutete, da waren wirklich fünf Meister des Geigenbaus am Werk; und das verbunden mit der schönsten Akustik in der Michaelskirche Meiringen – ein wahrer Genuss!

R: *Anlässlich der diesjährigen Musikfestwoche Meiringen 2011, spielten Sie auf der – nun fertig lackierten – Gemeinschaftsgeige. Welchen Eindruck hatten Sie von dieser Geige? Welche Anforderungen stellen Sie an das Musikinstrument Geige?*

D: Nach drei Jahren ist es schwierig zu vergleichen, und ausserdem merkt das Publikum die Klangunterschiede aus Distanz wohl viel besser als ich selber. Der Lack hat eher eine schützende und ästhetische Funktion: Er bringt das Holz zum Strahlen. Klanglich hat er wohl einen weniger grossen Einfluss. Die Anforderungen stelle ich eigentlich mehr an mich selbst. Egal auf welcher Geige ich spiele, versuche ich meiner eigenen Klangvorstellung möglichst nahe zu kommen; und ich hoffe, dies sei mir auf dem nun lackierten, feinen «Dornröschen» aus Brienz gelungen. So heisst nämlich die Originalvorlage, ein Instrument von Stradivari.

R: *Welche nationalen und internationalen Auszeichnungen haben Sie mit besonderem Stolz erfüllt?*
D: Als ich mit neun Jahren am Concours National der Landesausstellung EXPO 64 in Lausanne den 1. Preis erhielt, fühlte ich mich als glücklichster Mensch auf Erden. Dieser Jubelmoment flackerte auch später jedes Mal wieder auf, wenn ich einen internationalen Wettbewerb gewonnen habe, zuletzt den begehrten «Premio Rodolfo Lipizer» 1986 in Goriza. Die Gewinner kommen dort fast immer aus Ostländern. Später habe ich aber als Jurymitglied selber erfahren, wie schwer Kunst schliesslich zu messen ist.

R: *Komponieren Sie auch?*
D: Ja, in einem bescheidenem Rahmen. So hört das Publikum immer wieder gerne meine Phantasien, Variationen und Arrangements, etwa über den Zirkus Renz, Jodellieder von Adolf Stähli, Rossinis «Wilhelm Tell» und vieles mehr. Hinzu kommen Solokadenzen zu Mozart- oder Paganinikonzerten. Es ist mir ein Anliegen, als nachvollziehender Musiker selber kreativ tätig zu sein und gewissermassen an die Tradition anzuknüpfen, wie all die Geiger wie Paganini, Charles de Bériot, Henri Wieniawski, Pablo de Sarasate oder Fritz Kreisler gleichzeitig auch Komponisten waren. Zwischen Bach und der Neuzeit wurde, anders als fürs Klavier, wenig für Sologeige geschrieben. Da lässt sich durchaus auch heute noch mit romantischem Esprit eine Lücke füllen.

R: *Wie verläuft Ihr Tagesablauf? Üben Sie täglich? Wie lange?*
D: Mein Tagesablauf ist nicht genormt; er ergibt sich aus den Proben und Auftritten. Besonders wenn ich neue Werke oder verschiedene Programme aufs Mal einstudiere und dazu noch komponiere, bin ich 7 bis 8 Stunden oder auch mehr an der Geige.

Nebst dem Solistenrepertoire spiele ich ja auch sehr gerne Kammermusik, so zum Beispiel im Quartett mit dem Geiger Lorenz Indermühle und anderen Freunden oder mit den «Chambristes» aus Neuenburg, die mich alljährlich nach Neuchâtel und Mus in Südfrankreich an ihr Festival einladen.

R: *Machen Sie auch mal Ferien, ganz ohne Geige?*
D: Eigentlich nicht im üblichen Sinne. Ich verreise mehr tageweise, und die Geige ist meistens dabei, sie ist gleichzeitig mein Hobby, ein Teil von mir und meiner Freizeit. Ins Ausland fahre ich fast nur beruflich. Dafür bin ich privilegiert, all die schönen Städte und die Menschen gleichzeitig als Musiker und als Tourist zu erleben. Ich denke da beispielsweise an meine Neujahrstournee nach China 2007/08, an meine vielen Tourneen nach Rumänien und Kosovo oder an die Reise im letzten Sommer nach Genova, Luccia und Siena. Dort habe ich übrigens gleich das 4. und 5. Concerto von Niccolò Paganini gespielt, dabei haben mich das Orchester aus Belp und sein Dirigent, Urs Philipp Keller, vorzüglich begleitet.

R: *Geben Sie nebenher auch Geigenunterricht? Auch an Privatpersonen oder am Konservatorium?*

In China 2007/08

EXPO-Konzert in Lausanne mit Violinlehrerin Elisabeth Schöni, Mutter und Schwester Daniela.

In den 70er Jahren mit Nathan Milstein.

D: Regelmässiger Unterricht ist mit meiner Konzerttätigkeit schwer zu vereinbaren. Ich habe unter anderem in Castel del Monte in Apulien und an den internationalen Meisterkursen Zürich unterrichtet und erhalte stets Einladungen zu weiteren Kursen. Besonders in Ostländern höre ich mir immer Studenten an, die mich um Ratschläge bitten. Es ist mir ein Anliegen, meine Erfahrungen und das «Erbe» meiner eigenen grossen Meister jungen Leuten, wie etwa dem begabten Timothée Coppey aus Sion, weiterzugeben.

R: *Spielen Sie lieber auswendig oder mehr nach Noten?*
D: Am liebsten auswendig. Vorausgesetzt, dass man die Werke sehr gut kennt, fühlt man sich dabei sehr viel freier für die Gestaltung, kann sich ganz auf die Musik konzentrieren und hat keine Beleuchtungsprobleme, es sei denn, die Scheinwerfer seien zu heiss. Diese sind allzu oft fast unerträglich und eine wahre Belastung auf modernen Bühnen.

R: *Wie verlief Ihre musikalische Ausbildung?*
D: Meine erste Violinlehrerin war Elisabeth Schöni 1962 in Thun, sie sagte gleich nach der ersten Lektion zu meiner Mutter: «Das git ä Giger». Tatsächlich war ich schon damals mit sieben Jahren kaum von der Geige wegzubringen

und spielte noch im selben Jahr mein erstes Konzert im traditionsreichen Saal des Hotels «Emmental» – dieses steht längst nicht mehr. Fräulein Schöni verehre ich immer noch. Sie organisierte nach meinem 1. Preis auch ein EXPO-Konzert 1964 in Lausanne mit mir und meiner Schwester als Solisten und brachte uns zu Heidi Abels Fernsehsendung «Musik kennt keine Grenzen». Danach kam ich zu Eva Zurbrügg nach Bern, einer fabelhaften Geigerin, und weiter für mehrere Jahre zu Ulrich Lehmann. Er gab mir eine solch solide Grundlage, dass ihn Yehudi Menuhin gleich nach London an seine Schule berufen wollte, als er mich elfjährig zum ersten Mal hörte. Menuhin hat mich immer wieder nach Gstaad eingeladen, auch vor meinem Mendelssohn-Debut als 15-Jähriger mit dem Zürcher Tonhalleorchester. Weitere Lehrer waren der legendäre Mozartspieler Arthur Grumiaux, Magda Lavanchy, eine der letzten Schülerinnen von Eugène Ysaÿe, Salvatore Accardo in Siena und vor allem der grosse Nathan Milstein, der mich wohl am meisten geprägt hat. Mein Lehr- und Konzertdiplom erwarb ich am Conservatoire de Fribourg.

R: *Hatten Sie musikalische Vorbilder? Wenn ja, welche?*
D: Mein Kindheitsidol Yehudi Menuhin mit seinem strahlenden Ton und seiner humanistischen Haltung, die in seinem innigen Spiel zum Ausdruck kommt,

Mit Kindheitsidol Yehudi Menuhin in Gstaad

und Nathan Milstein mit seinem unübertroffenen perfekten, eleganten und einfachen Spiel, das die Musik so natürlich sprechen lässt. Auch all meine Lehrer und jeder, der mein Herz berührt, bleiben meine Vorbilder, wie zum Beispiel mein polnischer Freund Janusz Nykiel, wenn er traumhaft Mozart spielt.

R: *Welche anderen Komponisten (neben Paganini) gehören zu Ihren Lieblingskomponisten?*
D: Letzthin, als ich das Brahmskonzert spielte, fand ich, dass es nichts Grösseres gibt; ich kann das aber genauso gut vom Mendelssohn- oder Tschaikowskykonzert sagen, von Schubert oder Max Bruch… Sicher fühle ich mich am meisten von den Romantikern und ihrer Gefühlswelt angezogen. Ich verehre aber auch Mozart und vertiefe mich gern in Bachs Musik. Sie wirkt von selber, wenn man sie einfach spielt und sich selbst in den Hintergrund stellt.

R: *Was für eine Beziehung haben Sie zur sogenannten U-Musik und zu Vermischungen zwischen E- und U-Musik?*
D: Wir sollten die Wurzeln der Musik nicht vergessen: Ob an Höfen, zum Tanz oder volkstümlich, diente sie in alten Zeiten, ausser in der Kirche, allgemein zur Unterhaltung. Grenzen sind geradezu ein Widerspruch zur Musik. Ein «klassisches» Stück kann genau so unterhaltsam sein, wie ein populärer Song die Seele berühren kann. Mit grossem Vergnügen spiele ich auch mit der Brass Band Berner Oberland und anderen Formationen, die in ihren vielfältigen Programmen auch klassische Violinstücke für mich arrangieren.

R: *Was bedeutet Musik für Sie ganz persönlich?*
D: Musik ist die Sprache des Herzens, die universellste Sprache, die von allen verstanden werden kann. Für mich persönlich ist die Musik die höchste aller Künste.

R: *Welchen Rat geben Sie angehenden Geigenschülern und –schülerinnen?*
D: Mein Rat: Bei allem gesunden Ehrgeiz dient die Geige dazu, uns selber und andere mit Musik zu erfreuen, auch ohne um jeden Preis eine Karriere anstreben zu wollen. Geigerisch rate ich immer wieder, auch die schwierigsten Passagen locker und musikalisch klangschön anzugehen, damit Technik und Ausdruck eine untrennbare Einheit werden, eventuell andere Musiker anhören und dabei dem eigenen Empfinden treu bleiben.

R: *Verraten Sie uns noch zum Schluss, welches Programm Sie sich für 2012 vorgenommen haben.*

D: Am 1. Januar gebe ich zusammen mit meiner Schwester Daniela, Klavier, ein Neujahrskonzert in Sigriswil. Weitere Konzerte folgen im Januar unter anderem in Bolligen, Münsingen, Brig, Neuchâtel. Erwähnen möchte ich eine musikalische-literarische Lesung mit Annina Demenga, Klavier, zum Thema Niccòlo Paganini, Genie und Wahn. Es folgen verschiedene Quartettkonzerte Mitte Januar, im Februar und im März in der Französischen Kirche in Bern, und in der Stadtkirche Thun spiele ich ein Mendelssohn Violinkonzert mit dem Berner Musikkollegium unter Armin Renggli. Ende Februar spiele ich in Süditalien die Symphonie Espagnole von Edouard Lalo. Ende Mai und Anfang September habe ich zusammen mit David Zipperle, Gitarre, Auftritte im Schloss Spiez («Notti d´amore» mit exquisitem Menu). Auch der Juni ist schon fest verplant, und weitere Termine im Verlauf des Jahres sind noch ausstehend.

R: *Herr Dubach, wir danken Ihnen für das Gespräch.*

Das Gespräch wurde am 28. Juli 2011 in Interlaken Ost, Hotel Du Lac, geführt.

Fotos: Wo nichts anderes angegeben, stammen die Fotos aus dem Privatbesitz des Künstlers.

Nach dem Interview ein kleines Gratiskonzert neben dem Hotel Du Lac, Schiffsländte Interlaken Ost, Juli 2011. Foto: Ernest Wälti

Benedikt Horn

Unter Mitarbeit von Hans Dauwalder, Meiringen; Hansjoerg Dietrich mit fünf Leuten aus Leissigen, St. Stephan; Heidi und Hans Feuz, Lauterbrunnen; Hans Frutiger-Rieder, Ringgenberg; Kurt Grossniklaus, Beatenberg; Heinz Häsler, Gsteigwiler; Ernst Herzog, Wilderswil; Markus Krebser, Hünibach; Vinzenz Oppliger, Merligen und Peter Tschanz, Sigriswil; Hans-Peter Seiler, Oberhofen/Grindelwald und Samuel Michel, Grindelwald; Ulrich Seiler, Bönigen; Hedi Sieber-Brunner, für die Arbeitsgruppe Geschichte Habkern, Interlaken; Helene Schild, Brienz; Alfred Stettler und Jakob Wolf, Spiez.

Ufe – abe, uechi – achi, z'düruf – z'dürab, desuf – desab, obsi – nidsi, uehi – ahi, üüfi – aphi, uoha – aha, embrüüf – embrinha...

Dialekte rund um Thuner- und Brienzersee

Diese Arbeit ist unseren Kindern, Grosskindern und Urgrosskindern gewidmet.

Mitten durch den Thunersee zieht sich die Grenze zwischen hochalemannischen, als Beispiel «*Bärndütsch*», und höchstalemannischen Dialekten. Im Berner Oberland findet sich eine Sprachvielfalt, die ihresgleichen sucht. Wäre es nicht schön, wenn es da und dort einem Grosi oder einem Grossätti gelingen würde, die jüngeren Generationen für Schönheit und Originalität unserer Dialekte zu sensibilisieren und dem Überhandnehmen von Amerikanismen und Gassensprache etwas entgegenzuwirken? Die Arbeit erhebt nicht den Anspruch auf eine wissenschaftliche Publikation, sie soll vielmehr lebendig, leicht verständlich und hautnah die Vielfalt unserer Dialekte aufzeigen. Ruth Bietenhard schreibt in der Einleitung ihres «Berndeutschen Wörterbuchs» (1): «Literatur, Theaterstücke, Massenmedien und Verkehr verwischen heute die sprachlichen Grenzen stark». Migration, globaler Handel und Tourismus machen es nicht einfach, glaubhaft für den Erhalt unserer Mundart einzustehen. Nehmen wir die Herausforderung an! Eine Publikation über vierzehn verschiedene Oberländer Dialekte ist nicht problemlos. Es gibt ohne Zweifel in unserer Region Frauen und Männer, die den Dialekt eines Dorfes noch rein sprechen. Vielleicht gibt es auch Leute, die bei der schriftlichen Formulierung, für die es vielerorts gar keine klaren Regeln gibt, eine etwas andere Schreibweise gewählt hätten. Ich musste mich bei der Wahl der Mitautorinnen und Mitautoren auf Empfehlungen stützen. Mehrere Mitwirkende sind unbestritten lokale Dialektexperten, andere haben sich im Gespräch mit Dorfbewohnern alle erdenkliche Mühe gegeben, ihren Dialekt bestmöglich zu präsentieren. In einigen Dörfern ist es mir nicht gelungen, jemanden zur Mitarbeit zu motivieren.

Erlebte Dialekte – ein Einstieg

Zu Hause sprachen wir Stadt-Berndeutsch, die «Mutter-Sprache»: Nicht «*chauti Miuch*», sondern «*chalti Milch*». Im ersten Sekundar-Schuljahr erlebte ich beim Lauterbrunner Lehrer, Lokalhistoriker und Schriftsteller Hans Michel «Heimatunterricht». Wie herrlich konnte der alte Mann erzählen (2,3)! Das «*Bödellitüütsch*» hatte ich nicht richtig im Griff, zu verschieden waren die Sprache zu Hause und die vielen Dialekte in der Schule. Mehrere Mitschüler kamen aus Bönigen stets mit dem «*Göppel*» zur Schule, sie sprachen ihren Böniger-Dialekt. Drei Mädchen aus Ringgenberg brachten das «*nüd*» in die Klasse, und Kinder von Eltern, die aus anderen Gegenden der Schweiz zugezogen waren, das «*Näi*», die «*Butter*» und «*chäibe Säich*». Das sagte ich zu Hause nur einmal. Oft waren meine zwei Mürrener Freunde bei uns zu Gast, mit ihnen sprach ich einen Dialekt, der für meine übrige Familie gewissermassen eine Geheimsprache blieb. Später als Arzt am Berufsschulzentrum Interlaken fiel mir die Vielfalt der Dialekte wieder auf: Beim Prüfen der Augen mit den «E-Tafeln» sammelte ich sämtliche Ausdrücke für «auf» und «ab» wie sie im Titel aufgeführt sind – in einer einzigen Klasse! So konnte ich dem Angebot nicht widerstehen, für das Jahrbuch des UTB die Koordination einer kleinen Arbeit über Dialekte rund um Thuner- und Brienzersee zu übernehmen. In Absprache mit dem Redaktionsteam haben wir Habkern, das Oberhasli und die Lütschinentäler mit einbezogen. Die herrlichen Dialekte des Frutiglandes sowie des Simmentals und Saanelandes haben wir nicht etwa vergessen, ihr Einbezug in die vorliegende Arbeit hätte aber den Rahmen zeitlich und umfangmässig gesprengt. So wurden auch die «grossen» Bödeli-Gemeinden weggelassen. Erstens sprechen hier nur noch vereinzelte Einwohner den ursprünglichen Dialekt, zweitens liegt mit dem Buch «*Bödellitüütsch*» (10) ein ausgezeichnetes, bewährtes Wörterbuch vor. Die Zusammenarbeit mit fast 20 Mitautorinnen und Mitautoren war eine hochinteressante Herausforderung. An dieser Stelle sei allen Mitwirkenden für ihre sorgfältige Arbeit, die oft unter Beizug weiterer Sachverständiger erfolgte, herzlich gedankt.

Ganz besonderen Dank verdienen das Redaktionsteam und die Thomann Druck AG in Brienz: Bei einer Arbeit über Dialekte haben Korrekturprogramme und der «Duden» als Mass aller Dinge über weite Strecken nichts zu sagen – eine völlig unübliche Situation!

Auf Seite 194 findet sich eine frei erfundene «Kleine Geschichte», die in der Folge in vierzehn lokale und regionale Dialekte übersetzt wird. Lesen Sie die Geschichten laut, sie geniessen die Sprachvarianten besser. Auf den Seiten 204 bis 207 finden sich links oben jeweils einige hochdeutsche Wörter, Wortwendungen und kurze Sätze, die in einem schematisch dargestellten «Berner Oberland» in 14 Dialekte übersetzt werden. Auf Seite 208 finden sich einige noch geläufige Lehnwörter aus der französischen, englischen und romanischen Sprache. Schliesslich konnten alle Mitwirkenden einige Ausdrücke und Besonderheiten ihres Dialektes speziell erwähnen. Was heisst in Brienz «Hopp»? Den Schluss bildet der Versuch eines konstruktiven Nachwortes (Seite 211).

Ein Minimum an sprachtheoretischen Grundlagen

«Schweizerdeutsch» ist ein Sammelbegriff für ungezählte alemannische Dialekte. Sie unterscheiden sich von der Schriftsprache («Hochdeutsch») unter anderem durch folgende Merkmale:

1. Partizip der Vergangenheit: «*I bi gsi*» für «Ich bin gewesen»
2. Kein Imperfekt: «*I bi ggange*» für «Ich ging»
3. Langvokale: *Huus, Füür, Wii, tüür* für Haus, Feuer, Wein, teuer
4. Alte Zwielaute (e wird gesprochen): *Tier, vier, guet* für Tier, vier, gut

«Niederalemannisch» spricht man in der Schweiz nur in der Stadt Basel. Typisch ist das K statt ch: «*e Kind*» für «*es Chind*» oder «*kalt*» für «*chalt*».
Der grösste Teil der deutschsprachigen Schweizerinnen und Schweizer spricht einen hochalemannischen Dialekt. Das Buch von Christen, Glaser und Friedli (4) vermittelt einen guten Eindruck der Vielfalt deutschschweizerischer Dialekte. Am unteren Ende des Thunersees spricht man «Berndeutsch». Nördlich des Thunersees bildet das Justistal die Grenze zum höchstalemannischen Sprachgebiet, südlich des Thunersees die Bergkette westlich des Simmentals. Höchstalemannische Dialekte werden gesprochen im Berner Oberland, im Oberwallis, in den Kantonen Obwalden, Uri und Glarus sowie in Walser Siedlungen südlich der Alpen, beispielsweise in Bosco-Gurin (TI) und im Pomatt (Formazza). Einige Unterschiede zwischen Hochalemannisch und Höchstalemannisch sind:

1. Zwielaute werden Langvokale: *schneie, Brei, tröi* zu *schniie, Brii, trüü*
2. -rn wird zu -re: *Bärn, -horn, morn* zu *Bäre, -hore, more*
3. ch vor s wird zu x: *Dachs, Fuchs, Achsle* zu *Dax, Fux, Axle*

4. die auch im Hochalemannischen übliche Verkleinerungsform (*Chindli, Öigli, Vögeli*) wird auch angewandt, wenn etwas überhaupt nicht klein ist: «*Schwingerärmleni*», «*es Schnäfeli Chäs*» (von 300 g Gewicht..),«*es Momentli Ziit*» (2 Stunden oder Tage).

Zur Schreibweise und Aussprache haben mehrere Autorinnen und Autoren vorliegender Arbeit selbst Bücher herausgegeben, die als «Goldstandard» des jeweiligen Dialektes gelten (5, 6, 7, 8, 22). Wie komplex Schreibweise und Aussprache in höchstalemannischen und hochalemannischen Dialekten sind, sei am Beispiel des Wortes «Deutsch» erläutert: Am unteren Ende des Thunersees schreibt man «*Dütsch*», in Leissigen «*Tütsch*», auf dem Bödeli «*Tüütsch*», in Grindelwald «*Dytsch*» und im Oberhasli «*Diitsch*».

Bezüglich Schreibweise halten sich die meisten Mitwirkenden an den Grundsatz des Grindelwalder Lehrers, späteren Regierungsrates und Sprachwissenschaftlers Samuel Brawand: «*Drum bin i der Meinig, mu sellt, fir dem Läser ds Läse z erliechtere, eine* (= sich) *so wenig von der Schriftsprach entferne wwie mugli*» (9). Unerlässliche Grundlagen zum Studium der Oberländer Mundarten finden sich bei 6, 9 – 14 und 22.

Eine kleine Geschichte aus früheren Zeiten...

Oft sassen nicht drei oder fünf, sondern sieben, neun oder zehn Kinder am Tisch. Zum Trinken gab es Milch oder Kräutertee, zum Essen Kartoffeln, Hirsebrei, gedörrte Bohnen oder Zwetschgen, ein Stücklein Käse. Im Kochherd brannte ein Feuer, bei Föhn blieb der Ofen kalt, es war kühl im Wohnraum. Der Weg ins Dorf und in die Schule war lang, abwärts oft eine, aufwärts anderthalb Stunden. Neben der kleinen Scheune stand ein hoher Kirschbaum. Darunter lagen zwei Mutterschweine, und im Gras suchten ein Hahn und drei Hühner etwas zum Fressen, Haselnuss-Stücklein, die der Eichelhäher fallen liess. Die Knaben hantierten mit Marmeln und Kieselsteinen; Christian, der kleine Gernegross, erklärte Hermann die unter Kindern üblichen Ausdrücke für Bein, Kopf und Gesäss. Die Mutter hörte dies und meinte, man sage auch Auge, Mund, Arme, Hände, Knie und Füsse, man könne auch Bein, Kopf und Gesäss sagen. Kathrin weinte, sie habe Heimweh nach dem Vater, der schon so lange auf der Alp sei.

Haslital

Im Haslital teend das asoo: Wie s eiziid bi Lliiten hie ischd ggangen.
Vil eis siin in dänen Hüüshaaltegen nid nummen drii old fiif Chind gsiin. Äs hed s äben o preichd, das sibni, niini und zächni siin um e Tisch um gsässen. Zem Triichen hei s eppa Geismilch old Chöemilch uberchun und zem Ässen Häärpfel, tirra Fisel und eppa o tirr Biri. Natiirli ischd o Chääs ufe Tisch chun. Den hei s esie-eis o Schwiinigs ggässen und eppa o e feissta Stack gmetzged. In der Chunscht und no dervoor uf der Fiirblatten hed es Fiirli bbrunnen, fir dermid z chochen. Dert ischd o ds Loch gsiin, fir de Stubenofe z heizen im Winter. Wenn den esie der Feenn ischd üüsa ghiid, hei s mengischd nid gheizd. Si hein Angscht ghäben, Sprangi usem Chemi chennten in die tirre Schindli gaan. Der Schöelwäg fir d Chind ischd lenglochtega gsiin. Fir aphi a d Gassen hei s mee wan e Halbstund ghäben, und fir emüüfi i Stapf z chun, hei s mee wan e Stund bbrüüchd. Im Stapf ischd näbem Hüüs o es Chriesbeimli gstanden. Vu Chriesenen hei s meischtes Chriesibrii ggmachd. Im Hasli hei s wägem Landschade d Siwwleni, wwa nid an der Alp sii gsiin, nid üüsglaan. Ds Loosi im Stapf mit siine Fäätschenen ischd im Siwwgade bbliben. Um ds Hüüs umm hein der Giggel und e Tschuppen Henni na Ääsigem gsöecht. D Heeri hein de eppa üüfbäcket Haselnuss la ghijen und die hein d Hiender gääre ghäben. Um ds Hüüs um hei si d Böeben mid Gabelchöelenen und chliinne rrunde Chislege virtwelld und Meitleni mid suschd eppesem. Menkelli, där üüfgschtitzt Holzboden hed dem Briederli äschplizierd, wie mma de Tschebeltenen, dem Höit und dem Fidelti sägi. D Möeter hed ne zöegglosd und seid döe, ma sägi o Öig, Müül, Äärmli, Hend, Chneww und Fiess. Und in der Schöel miesse mma den aber «das Bein, der Kopf und das Gesäss» sägen und nid eppa «ds Fidi». Und uf ds Maal rääred Triinelli und seid, äs heigi Lengiziiti naa-em Ätti, waa z Alp siigi.

Hans Dauwalder, Meiringen

Und nun geht es von Thun nördlich der Seen «*obsi*» und südlich der Seen – mit einem Abstecher in die Lütschinentäler – wieder zurück.

Thun und Umgebung

Rund um Thun tönts: Es Gschichtli us früechere Zyte
Mängisch si nid drü oder füüf, sondern sibe, nüün oder zäh Ching am Tisch gsässe. Z'Trinke hets Miuch ggäh oder Chrüttertee, z'Ässe Härdöpfu, Hirsebrei, ddörrti Bohne oder Zwätschge, es Bitzeli Chäs. Im Chochherd het Füür brönnt, bi Föhnwätter het me z'Thun gliich dörfe Füür mache, aber im Wohn-

zimmer isch es chüeu gsi. Dr Wäg i ds Dorf u i d'Schueu isch e länge gsi, nidsi mängisch eini, obsi anderthalb Stund. Näbe dr chlyne Schüür isch e höche Chirschiboum gstande. Under ihm si zwo Färlimoore gläge und im Gras hei e Güggu u drü Hüener öppis z'Frässe gsuecht, Hasunuss-Bitzli, wo dr Herregäägger het la gheie. D'Buebe hei mit Märmle u Chisle gspielt, dr Chrischtian, dä chli Praschaueri, het em Hermann di gängige Usdrück für Bei, Chopf u Gsäss erklärt. D'Mueter het das ghört u gmeint, me sägi o Ouge, Muu, Arme, Händ, Chnöi u Füess, me bruuchi nid Scheiche, Gring u Füdle z'säge. Ds Käthi het briegget, si heigi Längizyti nach em Vatter, wo scho so lang uf dr Aup sigi.

Markus Krebser Hünibach

Sigriswil

Eine Stunde seeaufwärts, in Sigriswil, heisst di chliini Gschicht us früechere Zite: Mengisch si nid nume drü oder füf, nii, sogar sibe, nün oder zäche Chind am Tisch ghocket. Zum Triiche het's Miuch oder Chrütertee, z' Ässe Härdöpfle, Hirsebrei, dörrti Bohni oder Zwätschge, öppe es Bitzli Chääs gee. Im Chunscht het äs Füür brönnt, bi Föhn isch dr Ofe chaut blibe, ir Schtube isch's chuew gsii. Dr Wäg i ds Dorf u i d'Schuew isch leng gsii, achi mengisch ini, uechi anderthaub Schtund. Nebem Schüürli isch ä höche Chirsbuum gschtande. Drunder si zwo Färlimoori gläge u im Gras hii ä Güggu u drü Hüender öppis z' Frässe gsuecht, Bitzleni vo Hasunüss, wo dr Heregäägu het la gheie. D Buebe hii mit Murmle u Chisuschtindlene gschpiut. Chrigu, dr chliin Plagööri het Mendu erklärt wi d' Chind für Bii, Chopf u Hindertiiu säge, nämlech Schiichi, Grind u Füdle. D'Mueter het das ghört u derzue gmiint, mi sägi o Uuge, Muu, Arme, Hend, Chnöi und Füess, mi chönn o Bii, Chopf u ds Hindere säge. Ds Käti het grennet, wius Lengiziit nam Vater higi, wo scho äso lang z'Bärg sig.

Vinzenz Oppliger, Merligen und Peter Tschanz, Sigriswil

In der gleichen (sehr weitläufigen!) Gemeinde sagt man in Merligen nicht *zäche*, sondern *zä*, nicht *achi*, sondern *nidsi*, nicht *uechi*, sondern *obsi*... Und in Meiersmad spricht man bereits emmentalisch gefärbtes Berndeutsch. In Schwanden und Wiler hört man bei älteren Leuten noch das o für a: *Schwonde, Schlonge, moche, go* (für Schwanden, Schlangen, machen, gehen)

Beatenberg

In der Nachbargemeinde jenseits des Justistals heisst es: E chliini Geschicht us früejerer Zyt:

Mischtens si nid drii oder füüf, vilmeh sibni, nüni oder zähe Chind am Tisch ghocket. Zum Triiche hets Milch oder Chrütertee gäh, zum Ässe Hardöpfel, Hirsebrii, dörrti Bohni oder Zwätschge, es bitzli Chäs. Im Chunscht het ds Füür brunne, bi Föhn isch dr Ofe chalt blibe, es isch chuel gsi ir Wohnstube. Dr Wäg i ds Dorf u i d' Schuel isch leng gsy, nidsi ini, obsi anderthalbi Stund. Näbe dr chline Schüür isch e höie Chirsbuum gstande, drunder si zwo Färlimoori gläge u im Gras hi e Güggel u drii Hüender öppis z' frässe gsuecht, Haselnussbrösmeni, wo ne Eichelhäher het la g'chiie. D'Buebe hi mit Marmle u Chiselstine gspilt, Chrigel dr chlin Grosshans het em Mänz diie under de Chind glüfige Usdrück für Schiichi, Grind u Füdle erklärt. D'Mueter het das g'chört u het g'mint, mi sägi o Uge, Muul, Ärmleni, Hend, Chnöi u Füess, me chönni o Bii, Chopf u Hinders säge. Kätte hed gränne t, si higi lengi Zyt nam Ätti, wo scho so lang z'Bärg sig.

Kurt Grossniklaus, Beatenberg

Habkern

Ds Habchere tönd die chlynni Gschicht us früehjere Zyten öppa e so:
Mengischt si nüd dry ol füüf, wohl aber sibe, nüün ol zähe Chind ume Tisch um gsässe. Z'Triiche heds Milch ol Tee gä (vo Chrüttere), z'Ässe Härdöpfla, Brij, dderrd Bohni ol Biri un es Bröösi Chäs. Im Chunscht hed es Füür bbrunne, ir Stuben isch es chuel gsy, dr Föhn ischd ds Habchere kii Gfahr gsy. Der Wäg i ds Dorf un i d'Schuel ischt lenga gsy, ahi mengischt iini, em uehi anderthalb Stundi. Näb em Schürli ischt e höhja Chirsbuum gstande. Drunder si zwo Färlimoori glägen un im Gras hiin e Güggel u zwo Henni njöuis zfrässe gsuecht, vlicht es Haselnussbitzli wa d'Heehra hed la ghije. Bbuebe hii mid Märmle u Stiindlene ghuselled. Chrigi, der chlyn Plagööri hed Herma erklärd wie mu under e Chinde für Bii äbe Schiichi, für Huut Grind u für Gsäss Füdla sägi. D'Mueter heds ghöörd u hed gmiind, mu sägi o Uuge, Muul, Ärmleni, Hend, Chnöu u Füess. Aastendig säg mu aber Bii, Huut u Gsäss. Z'Käthi hed gränned, äs hiigi lengi Zyt nam Ätti, wa scho sövel lang z' Alp sygi.

Hedi Sieber-Brunner, Interlaken, und Arbeitsgruppe Ortsgeschichte Habkern

Vielerorts geht man mit dem *Veh* (Vieh) *z'Bärg* und man ist dann auch *z'Bärg*. Andernorts geht und ist man *z'Alp*. Und Ernst Herzog ist überzeugt, dass man *z'Bärg* geht und dann *z'Alp* ist. Zum *Veh* gehört im Übrigen nur Rindvieh.

Ringgenberg

Südlich des Hardergrates, in Ringgenberg, sagt man auch «nüd» (für nicht)... Mengischt si nüd dri ol füfi, nei ender sibni, nüni ol zäche Chind am Tisch gsässe. Zum Triiche hets Milch ol Chrütertee gä, zum ässe Härdöpfel, Hirsbrii, dürr Boni ol Zwätschge un es brösi Chäs. Im Härd hed es Fürli brunne, bim Föhn blibt dr Ofe uus, es ischt chalt gsin in dr Schtube. Där Wäg ids Dorf un i d'Schuel ischt leng gsiin, nitzi mengischt eini, obsi anderthalb Schtund. Näb dr chline Schüür ischt en höja Chriesboum gschtande. Drunder si zwo Fäädlimoori gläge un im Gras hed e Güggel mit dri Henne eppis zfrässe gsuecht, Haselnuss-Räschte won dr Eichelhäher hed la kiä. Buobe hei mid Marmle u Chiselschteine gschbild. Chrigel, dr chlin Plagöri erchlärd Herrmändel die undre Gooffe gengige Uussprüch für Scheichi, Grind u Füdlu. Mueter hezes ghörd un ischt dr Meinig mu chön o Ouge, Mul, Ärmleni, Hend, Chnöw u Füess säge, mengischt chön mu o Bei, Hout ol Gsäss säge. Z'Käthi gränned, es hed Lengizyt nachem Ätti, där ischt schon e soolang Zalp.

Hans Frutiger-Rieder, Ringgenberg

Brienz

In Brienz müssen wir bei einigen Worten schon kräftig überlegen, was damit gemeint ist. Es chliinns Gschichtli us frieijrer Ziit

Vilmaals siin in daamaaligen Huushaaltigen nid nummen driiji old fiifi, neen sugaar därren sibni, niini old zäche Chind um e Tisch umm ggropped. Zum Triihen heds Chue-old Geismilch ggän. Zum Ddischinieren Haberbrii, old Brood und e Schnäfel Chääs und eppa eis es Reeschtelli. Zum Zmittag ischt Suppen, Häärpfel, Rääbi, Tirra Fisel, siess Epfelschnitza mit Mälrooscht, Palänten und eppa e Tanggel (Pfannkuchen) und hie und daa Schwiinigs uf e Tisch chon. Chriitertee hed ma numme truuchen, wwe mma zunderoben ischt gsiin. Wen im Hasli uehi der Fehnn hed toossed, hie geid er säälten esoo starcha, hei mmier ir Chuuscht und im Tridofe gliich terffen ifiiren, das mer e waarmi Stuben gghäben hein. Der lengscht Schuelwäg, eppa driiviertel Stund, ischt där vor Engi anha gsiin. Di uuswäärtige Sekundaarschieler heim bim Bekannten eppa es Täller Suppen uberchon. Im Ggofri, näbem chliinne, wintsche Schiirli ist en heija Chriesbeu gschtanden. Drunder ischt e Fäädlimoore gglägen, im Gras ischt e Ggiggel umhagschtolzierd und sum Henni hein naa uufpickten Haselnusse ggsuecht, waa d Rägheeri hei lla gghiijen. D Biebla hei si mid Murmellenen und chliinne, rrunde Chisligen vertwelld und Meitscheni hei bbäbelled. Chrigi, der chliinn Angäber, hed Hermanen erchläärd, wie mma dem Bein-

zenen, dem Heut und Fidelti sägi. D Mueter, waa zueglost hed, seid zue nnen: mi sägi o Eug, Muul, Äärmli, Hend, Chneww und Fiess. Ds Käthi hed in em Eggelli hibschli voor si hi bbrieled. Äs hed Lengiziiti naa em Ätti gghäben, wwaa schoon esoo lang uf der Alp uehi siigi.

Helene Schild, Brienz

Bönigen

Da tönts eppa so:

Äs ischt ender en Uusnaam gsii, we si numme irera dryi ol o füüfi siin am Tisch gsässe. Meischtens siin da nüün ol sogar zäche Chind gsii. Z'Triiche heds Milch ol Chrüütertee, z' Ässe Härdöpfla, o eis Häpereprägel, Hirsbrii, dörrt Fisel ol Zwätschgi un es Bröösi Chäs gää. Im Chochhärd hed es Füürli brunne, bi Föhn hed mu dr Ofe nid aazündet u den isch es natüürli in der Schtube fiin e chlei chuel gsii. Mier hein e lenga u schtotziga Wääg käbe für i ds Dorf un o i d'Schuel: ds desahi meischtens eini un em ueha anderthalbi Schtund. Näbem chlynne Schüürli ischt e höia Chirsboum gschtande. Drunder sii zwei Fäärlimoori un im Wase hein e Güggel u drii Hüender nieuwis z' Frässe gsuecht, Haselnuss-Schtückeni, wan dr Eichelhäher hed la kiye. D'Buebe hei gmäärmeled u Chrischtian dr Plagööri hed Mänz Uusdrück biibracht, wie si öppa under Chinde Bruuch sii: Scheicha, Grind u Füdlu. D'Muetter köörd das u belehrd si duu, mu sägi aaschtändig Oug, Muul, Ärmleni, Hend, Chnöi u Füess. U derzue heige's die vo Mänz vorhäär uufzellte Wort nüümme z'bruuche, will das siige Dräckwörter für suuferi Sache. Ds Käthi hed gmueled, will äs lengi Zyyti heig na'm Ätti, wa scho lang ds Alp siigi.

Ulrich Seiler, Bönigen

Wilderswil

In Wilderswil heisst es:

Mengischt sin nid dri old füf, z mer Zit siben, nün old zäche Chind am Tisch gsässen. Z trichen hetz Milch old Tee, z ässen Härdöpfla, Hirsembri, dörta Fisel old Zwätschgen, es Brösi Chäs gän. Im Chuust hed es Für brunne, wes het gföhndet ischd der Ofen chalta bliben, in der Stuben isches chuol gsin. Der Wääg ids Dorf uni d Schuol ischd leng gsin, nidsi mengischt eini, obsi anderthalbi Stund. Näbem Schürli ischd en höia Chirsboum gstanden. Under däm sin zwo Mori glägen un im Gras hein e Güggel u dri Henni öpis zfrässe gsuocht, Haselnuss-Bröseni, wo der Heregäägger hed la ghien. Buoben hein mit Märmlen u Steindlenen ghuselet, Chrigel, där wo geng gären hed höi agän hed

Hermändel blitierd, wiemu under Chinden Usdrück brucht für Bein, Chopf u Gsäss. D Muotter hets körd un het gmeind, mu sägi o Ouge, Ärmleni, Hend, Chnöu u Füöss. Mu chönnti o Bein, Chopf u Gsäss säge. Z Trini hed briegged, si hed lengi Zit nam Ätti, wo scho lang uf der Alp ischd.

Ernst Herzog, Wilderswil

Gsteigwiler

In Gsteigwiler sprechen nur noch vereinzelte (meist ältere) Leute den ursprünglichen Dialekt, der sich vom «Bödellitüütsch» klar abgrenzt.

Mengischt syn da nid drij ol füüf Chind, nei, sibni, nüüni ol zächni um e Tiisch um ghöckled. Z Trychen hed s Milch ol Chrütertee ggän, Muttechelm ol Lindenbluoscht; z Ässen Härdöpfla, Brij us Hirsen, törrta Fisel ol Zwätschgen, ol es Chäätschelli Chäs. Im Chunscht hed es Füür bbrunnen. Wenn der Föhn isch ggangen, isch der Ofe chalta bbliben un äs isch chuohl gsyn in der Schtuben. Der Wäg i ds Dorf ahi un i d Schuol ischt lenga gsyn. Dasab hed mu e Schtund u dasemuohi anderthalbi ghäben. Näbem Schürli isch da en höhja Chirsboum gschtanden. Drunder sy mmengischt di beede Süww glägen un im Gras hein e Güggel u drij Henni z frässe gsuocht, öppa es Bitzli von en er Haselnuss, wan en Heera hed la ghijen. Bbuoben hein mit Marmlen u mmid Chislige ghuuselled. Hittelli, wan geng e chlein hed plagierd, hed Hermanndi erchlärd, dass d Chind für ds Bein Scheicha u für ds Hout u ds Hindra Grind u Füdlu sägen.

D Muotter hed das ghörd u zuo nne gmeind, mu sägi Ougen, Ärmleni, Muul, Hend, Chnöüw u Füöss, un anschtatt grobjänisch Scheicha, Grind u Füdlu, sägi mu Bein, Hout un Hinders. Ds Käthi hed briegged. Äs hed gseid, äs heig Lengizyt nam Ätti, wil där schon e so lang z Bärg syg.

Heinz Häsler, Gsteigwiler

Lauterbrunnen

U z Luuterbrunnen teents firan eso: E chliinni Gschicht us frieieren Ziiten

Meischtens siin nid drii ol fiif, nei siben, niin ol zächen Chind am Tisch gsässen. Z'triichen hets Milch ol Chriitertee gän, z'ässen Härpfel, Hirsebrii, dirr Bohni ol Zwätschgen, es Bitzli Chäs. Ir Chunscht hed es Fiir brunnen, aber wen der Fehnd ischt gangen, ischt der Ofen chalta bliben un es ischt chald gsiin ir Schtuben. Der Wäg i ds Dorf un i d'Schuel ischt leng gsiin, nidsi meischtens eini, em uehi anderhalbi Schtund. Näb der chliinen Schiir ischt en heia Chirschboum gschtanden. Drunder siin zwo Fädlimori glägen un e Giggel u drii Hiender hein im Gras eppis z'frässen gsuecht, Haselnussbitzleni, wo d'Hera hed

la kiien. Bueben hein mit Marmlen u Chiselschteinen g'schpild, Chrigel, der chliin Gärengross, hed em Herman die under e Chind gengigen Uusdrick fir Scheicha, Grind u Fidlu erklärd. D'Mueter hets kerd u gmeind, mu sägi o Oug, Mul, Ärmli, Hend, Chneu u Fiess, mu chenn o Bein, Chopf u d's Hinder sägen. Ds Käthi hed gräred, wills lengi Ziit nach em Ätti heig, wo schon eso lang uf der Alp siig.

Heidi und Hans Feuz, Lauterbrunnen

Grindelwald

Hier wird «di chlynni Gschicht us friejren Zyten» so erzählt:
Meischtens syn nid dry old fyf, nei bigott siben, nyn old zächen Chind am Tisch ghocked. Zum Trychen heds Milch old Chrytertee, fir z'Ässen Pinschra, Hirsbry, derrt Bohni old Zwätschgen und es Sticki Chäs ggähn. Ir Chunscht brinnd es Fyr. Wes hed gfehnded ischt dr Ofen chalta bliben, ir Wohnug is's chuel gsyn. Fir i ds Dorf und i d'Schuel is's e lenga Wäg gsyn, ahigänds hed-mu eini, fir emueha anderthalb Stundi ghäben. Näb dr chlynnen Schyr ischt en heija Chirsboim gschtanden. Under däm syn zwei Fäädleni gglägen und im Gras hein e Giggel u dry Henni niewwis zum Picken gsuecht, Haselnussbitza, wa d'Schiltheera hed lan ghyen. D' Bueben hein mit Marmlen u Steindlinen gschpild, Chrigel, en chlynna Plageeri, hed Hermändel d' Uusdrick fir Scheichi, Grind u Fidlu erlytred, wies bin Chinden eppa syn bruucht worden. Ds Mueti heds gheerd un seid due, mu sägi o Oig, Muul, Ärmli, Hend, Chneuw u Fiess, ja mu chenn o Bein, Tuschpi und Hinders sägen. Kathrina hed ggränned, äs heig Lengizyt nah dm Ätti, wa scho fyn lang ar Alp syg.

Hanspeter Seiler, Grindelwald/Oberhofen und Samuel Michel, Grindelwald

Leissigen

Auf Liissig-Tütsch tönt es so:
Mengisch sy nid drüü oder füf, miischtigs grad sibe, nün oder zäh Chind am Tisch gsässe. Z'Triiche het's Milch oder Chrüterthee, u z'Ässe Härdöpfel, Hirsebrij, Dürrbohni oder Zwätschge u es Bitzi Chäs ggeh. Ir Chunscht het es Füür bbrünnt; we's het g'föhnet, isch der Ofe chalt bblibe, u es isch chuel gsy ir Wohnschtube. Der Wäg id's Dorf u i'd Schuelschtuba isch leng gsy; nidsi mengisch iini, obsi anderthalb Stund. Neb der chliine Schüür isch e Chirsbuum g'schtande. Drunder sy zwo Fäärlimoori g'gläge, u im Gras hii e Güggel u drü Hüender öppis z'Frässe gsuecht, öpa Haselnussbitzeni, wo d'Heera het la ghije. D' Buebe hii sech mit Marmle u Chiselstiine vertöörlet. Chrigel, d'r chlyn

Plaraagi het em Hermendl di under Chind g'lüüfige Uusdrück für Schiichi, Grind u Füdle erklärt. D' Mueter het's g'ghört u het gsiit, me sägi o Uuge, Muul, Arme, Hend, Knöi u Füess, me chönni also o Bii, Chopf u d's Hindra säge. Ds Käthi het grennet, will's lengi Zyt nam Ätti het gha, wo scho lang z'Bärg isch gsy.

Hansjoerg Dietrich, St. Stephan, zusammen mit 5 Leuten aus Leissigen

Spiez

Hier liest sich die chliini Gschicht us früechere Zite wie folgt:
Mengisch si amene Tisch nid drü oder füüf Chind ghocket, es si ender sibni, nüni oder zäni gsi. Ds triiche hets Milch oder Chrütertee, zum Ässe Härdöpfel, Hirsebrei, dürr Bohni oder Zwätschgi, e Bitz Chees ge. Im Chochhärd brönnt es Füür, bi Föön isch der Ofe chalt blibe, es isch chalt gsii ir Wohnstube. Der Wäg i ds Dorf u i d Schuel isch leng gsi, nidsig mischtens ini, obsig anderthalb Stund. Nebe der chline Schüür isch e höche Chirschbuum gstande. Drunder si zwo Färlimoore gläge un im Graas hi e Güggel u drü Hüender öppis z'Frässe gesuecht, Haselnuss Bitzleni wo der Herevogel het la gheie. Buebe hii mit Märmle und Chiselstiine gschpilt, Chrigi der chliin Blagör het em Hermann erklärt, wi me under Chind normalerwiis für Bii, Chopf u Füdi sit. D Mueter het das ghört u gmiint mi sägi o Ug, Muul, Arme, Hend, Chnöi u Füess, mi chönn o Bii, Chopf und Gsäss säge. Ds Käthi het grennet, es hiigi Lengizit nam Vater, wo scho lang z'Bäärg isch.

Alfred Stettler und Jakob Wolf, Spiez

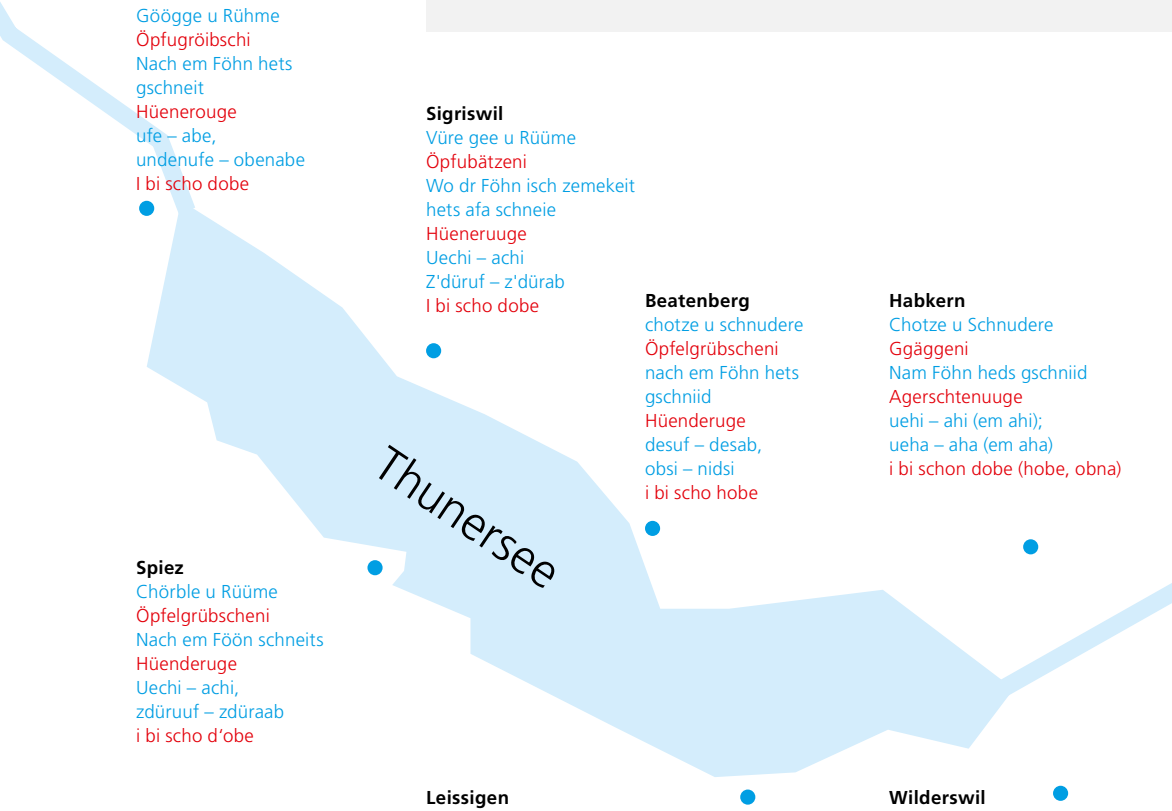
Hansjörg Dietrich wie auch Alfred Stettler und Jakob Wolf benutzen spezielle Schriftzeichen (z.B. verschiedene i-Punkte für offen oder geschlossen gesprochenes i). Im Einverständnis mit den Autoren wird hier auf diese Schreibweise gemäss «Simmentaler Wortschatz» von Armin Bratschi verzichtet.

Einige interessante Details zu den erwähnten Dialekten seien hier zusammengefasst. Diese sind nicht immer orts-spezifisch, zum Teil aber sehr typisch.

Die Region Thun vertritt im Berner Oberland das «*Bärndütsch*» mit *Miuch, Schueu, chüeu*. In Sigriswil sagt man auch noch *Miuch* und *Schueuw*, aber schon *Schiiche*, *nii, ine* und *higi*. Auf dem Beatenberg Ist das *Bärndütsch* endgültig verschwunden, *Schiichi u Uuge si glüfig*. Auf er andern Seeseite ist Spiez klar das sprachliche Tor zum Oberland: Milch, *Schuel* und viele Ausdrücke, die

schon an die Dialekte im Simmental erinnern (*mengischt, triiche, gmint, Uge, Bii*). Setzen wir unsere «tour des lacs» nördlich fort: In Habkern leben die «*Nüder*». Das *nüd* (nicht) wird in einer subtilen Mischung von ü und ö gesprochen. *Njöuis* heisst «etwas», in Grindelwald heisst es *Niewwis*. Das *Huut* ist nicht etwa die Haut, sondern der Kopf. Auch südlich des Hardergrates, in Ringgenberg, sagt man *nüd*. *Goofe* für Kinder wäre auf Berndeutsch sehr abwertend, im höchstallemannischen Sprachgebiet und im Appenzellerland ist der Ausdruck aber weit verbreitet. In Brienz *groppen* die Kinder um den Tisch. *Groppen* (gruppe) heisst sonst kauern. Wenn man schaut, wie Kinder heute oft am Tisch sitzen («*Schiichi underem Füdle*») ist der Ausdruck *groppen* sicher berechtigt. Das Lehnwort *sum* wird nicht nur in Brienz gebraucht (ausführlich im Idiotikon 7,969). Statt Hirsebrei gab es in Brienz und im Oberhasli stets *Polänte*, der Mais wurde alle zwei Wochen von Säumern aus Norditalien via Griespass und Grimsel geliefert... Aus dem reichen Wortschatz des Oberhasli sei hier nur *en uufgschtitzta Holzboden* für einen Aufschneider (*Plagööri*) erwähnt. *Dür z'Oberland uf, dür z'Oberland ab* hören wir für weinen die Worte *muele, rääre, briegge, brüele* und *gränne*. Und der Eichelhäher heisst je nach Dorf *Herregääger, Gääggu, Iichelhäher, Heera, Rägheera u Schiltheera*. Auf dem Bödeli ist für spielen neben *gfätterle* das schöne Wort *huuselle* leider kaum mehr bekannt. *Blitiere* ist eine Kurzform des Lehnwortes Äschpliziere (Erklären). In Gsteigwiler fällt besonders der Doppelvokal uo auf: *Muoter, Buob, Schuol*. Ein hübsches Wort ist *Chäätschelli* für *Schnäfelli* (z.B. Käse), das Wort ist im Idiotikon nicht aufgeführt. Für das Lauterbrunnental sei hier das «Singen» hervorgehoben. Wer hinten im Tal Stächelbärg oder Gimmelwald sagt, benutzt leicht die Tonstufe einer Quinte! Dieses «singen» gehört auch in unsere kleine Geschichte: «*si sin ume Tisch gsässe*» oder «*es ischd chald gsin*". Aus Grindelwald seien nur die *Pinschra* (Kartoffeln), *Tuschpi* (Kopf) und *fyn* (ziemlich) erwähnt. In Leissigen schliesslich beginnt bereits die ebenfalls singende Sprache des westlichen Oberlandes mit ihren feinen, fast gehauchten ch und langen ii (*Stiine, Bii, Schiichi*)

Erbrechen und Schnupfen
Kerngehäuse von Äpfeln
Nach dem Föhn schneite es
Hühneraugen
hinauf – hinab, herauf – herab
ich bin schon oben



Thun
Göögge u Rühme
Öpfugröibschi
Nach em Föhn hets
gschneit
Hüenerouge
ufe – abe,
undenufe – obenabe
I bi scho dobe

Sigriswil
Vüre gee u Rüüme
Öpfubätzeni
Wo dr Föhn isch zemekeit
hets afa schneie
Hüeneruuge
Uechi – achi
Z'düruf – z'dürab
I bi scho dobe

Beatenberg
chotze u schnudere
Öpfelgrübscheni
nach em Föhn hets
gschniid
Hüenderuge
desuf – desab,
obsi – nidsi
i bi scho hobe

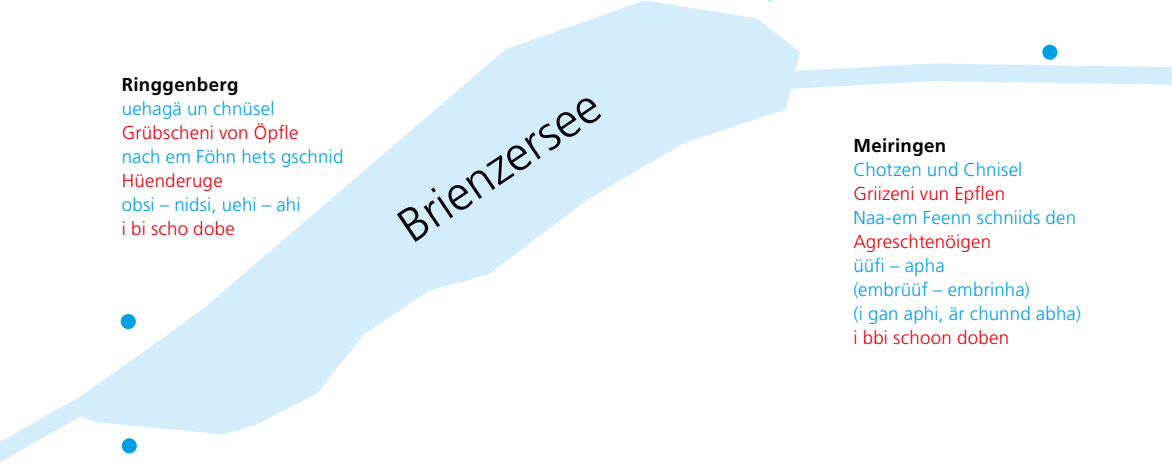
Habkern
Chotze u Schnudere
Ggäggeni
Nam Föhn heds gschniid
Agerschtenuuge
uehi – ahi (em ahi);
ueha – aha (em aha)
i bi schon dobe (hobe, obna)

Spiez
Chörble u Rüüme
Öpfelgrübscheni
Nach em Föön schneits
Hüenderuge
Uechi – achi,
zdüruuf – zdüraab
i bi scho d'obe

Leissigen
Chörble u Rüüme
Öpfelgrübscheni
nach em Föhn hets gschnijt
Hüenderuuge
obsi – nidsi (uehi – ahi),
ueha – aha
i bi scho d'obe

Wilderswil
Chotzen u Schnüpfe
Grübscheni von Öpflene
Nach em Föhn het's
gschniid
Hüönderougen
obsi – nidsi,
uaha – aha
i bi schon doben

Gsteigwiler
Gan Uolli rüöffen u Chnüsel
Öpfelggäggeni
wan der Föhn hed nahglan
hed s aafa schnijen
Hüöhnderougen
uohi – ahi, dasab, dasemahi;
uoha –aha, dasemaha
i bi scho hoben
(ich kam von unten)
i bi scho doben
(ich musste hinauf)



Brienz
Cheerblen u Chnisel
Gribschi
naam Fehnn heds gschniid
Agrischteneugen
uehi – abbhi (desdiruehi – dedirabbhi)
ueha – abbha
i bi schoon doben

Meiringen
Chotzen und Chnisel
Griizeni vun Epflen
Naa-em Feenn schniids den
Agreschtenöigen
üüfi – apha
(embrüüf – embrinha)
(i gan aphi, är chunnd abha)
i bbi schoon doben

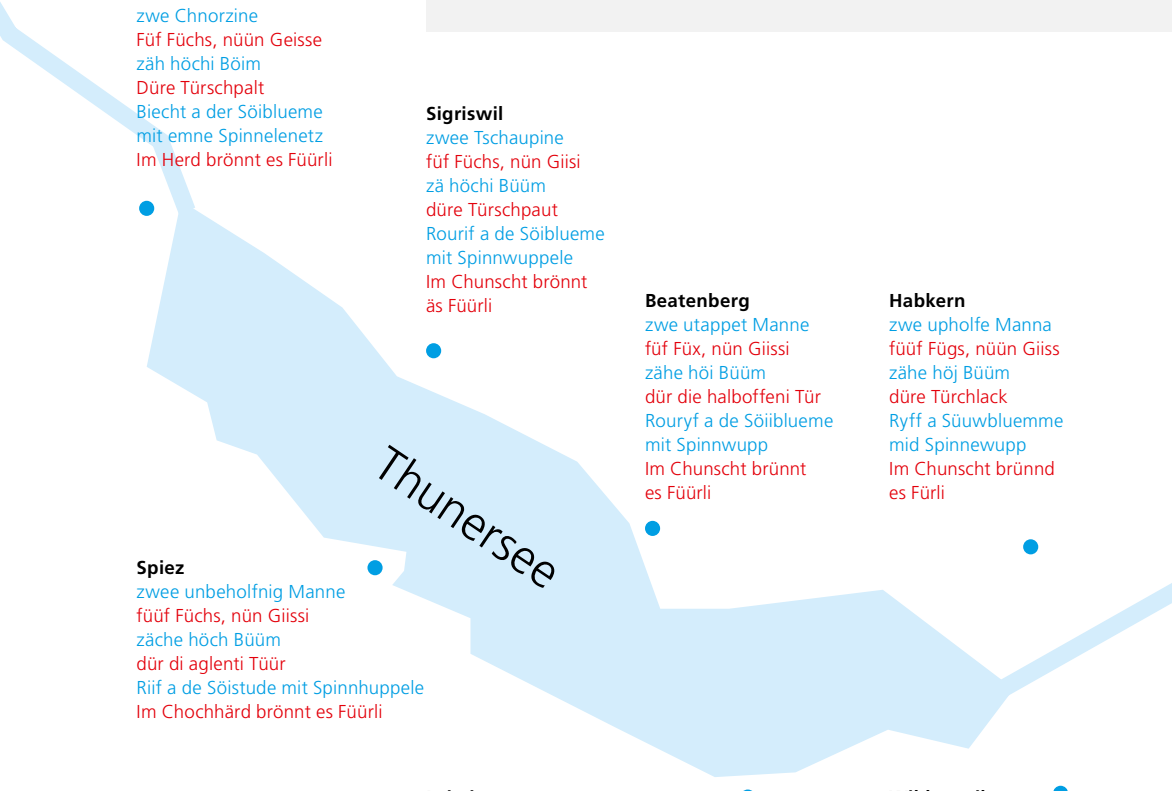
Ringgenberg
uehagä un chnüsel
Grübscheni von Öpfle
nach em Föhn hets gschnid
Hüenderuge
obsi – nidsi, uehi – ahi
i bi scho dobe

Bönigen
Chotze u Chnüsel
Gröübscheni
nah'm Föhn hed's gschniid
Hüenderouge
ds des uehi – ds des ahi (em uehi – am ahi)
em ueha – em aha
i bi schon dobe

Grindelwald
Chotzen u Chnisel
Epfelgribscheni
nah dem Feend heds gschnyd
Agrischtenoigen
desahi – desuehi (nidsi – obsi)
em-mueha – em-maha
i bi schon obna

Lauterbrunnen
Cherblen u Schnuderi
Epfulgripscheni
Nach em Fehnd hets gschniid
Hienderougen
obsi – nidsi
uehi (ueha) – ahi (aha)
i gan ahi, i chumen aha
i bi schon doben

Zwei unbeholfene Männer
Fünf Füchse, Neun Ziegen
Zehn hohe Bäume
Durch die angelehnte Tür
Raureif am Löwenzahn mit Spinngewebe
Im Kochherd brennt ein Feuerchen



Thun
zwe Chnorzine
Füf Füchs, nüün Geisse
zäh höchi Böim
Düre Türschpalt
Biecht a der Söiblueme
mit emne Spinnelenetz
Im Herd brönnt es Füürli

Sigriswil
zwee Tschaupine
füf Füchs, nün Giisi
zä höchi Büüm
düre Türschpaut
Rourif a de Söiblueme
mit Spinnwuppele
Im Chunscht brönnt
äs Füürli

Beatenberg
zwe utappet Manne
füf Füx, nün Giissi
zähe höi Büüm
dür die halboffeni Tür
Rouryf a de Söiiblueme
mit Spinnwupp
Im Chunscht brünnt
es Füürli

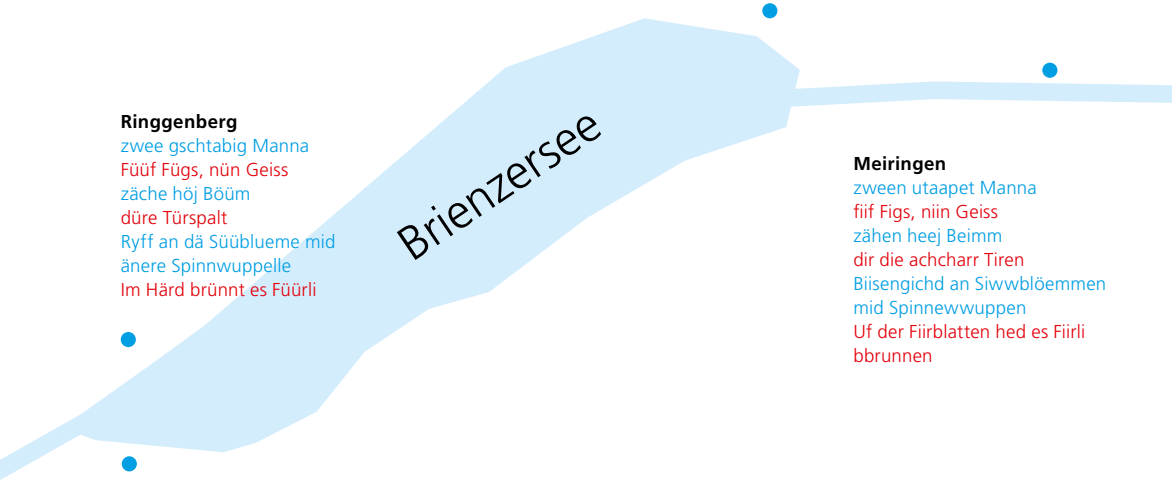
Habkern
zwe upholfe Manna
füüf Fügs, nüün Giiss
zähe höj Büüm
düre Türchlack
Ryff a Süuwbluemme
mid Spinnewupp
Im Chunscht brünnd
es Fürli

Spiez
zwee unbeholfnig Manne
füüf Füchs, nün Giissi
zäche höch Büüm
dür di aglenti Tüür
Riif a de Söistude mit Spinnhuppele
Im Chochhärd brönnt es Füürli

Leissigen
zwee Züttla (Gsodiga)
füf Füx, nün Giis
zäh höch Büüm
dür d' Tüür, won e Gymme offen isch
Biecht ar Süiblueme mit Schpinnewupp
Ir Chunscht brönnt es Füür

Wilderswil
zwe utapet Manna
füf Függs, nün Geiss
zächen höi Böüm
dür di acharri Tür
Riffen a Süüstuden mit
Spinnwuppelen
Im Chuust bründ es Fürli

Gsteigwiler
zween utappet Manna
füüf Füx, nüün Geiss
zächen höhj Böüm
dür Tür, wan numen
halb zuo ischt
A Süwwbluomnen,
wa sy Schpinnwuppelli
dran gsyn, hed der Ryffen
aagheichts ghäben
Im Chunscht brünnt
es Füürli



Brienz
zween ubbholffe Mmanna
drii Fichs, niin Schmaggi-Geiss
zächen heij Beimm
dir di acharri Tir
Riiff uf e Schwiimmbluemmen
mid Spinnwubbellen
Ir Chuuscht brinnd es Fiirli

Meiringen
zween utaapet Manna
fiif Figs, niin Geiss
zähen heej Beimm
dir die achcharr Tiren
Biisengichd an Siwwblöemmen
mid Spinnewwuppen
Uf der Fiirblatten hed es Fiirli
bbrunnen

Ringgenberg
zwee gschtabig Manna
Füüf Fügs, nün Geiss
zäche höj Böüm
düre Türspalt
Ryff an dä Süüblueme mid
änere Spinnwuppelle
Im Härd brünnt es Füürli

Bönigen
zwee Gschtabelliga
füüf Füx, nüün Geiss
zäche hööi Böüm
dür Tüür wa'ne Gymme offni ischt
Ryff mit Schpinnhuppellenetzlene
a Süüschtudne
Im Chochhärd brünnd es Füürli

Grindelwald
zween Traliwatschen
fyf Figs, nyn Geismutschen
zächen heij Beimm
dir die aacharri Tiir
Ryffen ar Siuwwbluemmen
mit Spinnwubbellen
Ir Chunscht brinnd es Fyrli

Lauterbrunnen
zween utappet Manna
fiif Fix, niin Geissen
zächen heei Beim
dir die aagläneti Tir
Riifen am Siubluemen mit
nem Spinnewupp
Ir Chunscht brinnd es Fiirli

Einige Lehnwörter aus dem Französischen, Englischen und Romanischen

Während Lehnwörter aus dem Englischen mit dem Aufkommen des Tourismus um 1800 und seit Mitte des 20. Jahrhunderts mit der weltweiten Verbreitung von Amerikanismen in unsere Dialekte «integriert» wurden, sind französische Lehnwörter in erster Linie der Zeit des bernischen «ancien régime» und den französischen Kriegsdiensten zuzuschreiben. Dienst bei fremden Truppen war während Jahrhunderten eine unerlässliche Überlebensstrategie für junge Männer mit ihren kinderreichen Familien. Möglicherweise haben sich solche Lehnwörter in kleinen Dörfern mit schlechter Wirtschaftslage besonders gut erhalten.

Einige bekannte Lehnwörter aus dem Englischen:

«*moin*» als weit verbreiteter Gruss stammt von (good) morning
«*sum*», «*sumi*» kommt von some (einige)
«*budel*» für Bauch kommt möglicherweise von body, eher aber von von bottle (Flasche), denn «*budle*» heisst trinken, wer (zu) viel trinkt, bekommt einen «*budel*».
«*schutte*» (Fussfall spielen) kommt von to shoot (schiessen).

Und einige Beispiele aus dem Französischen

Dussmaa	von doucement	vorsichtig
Gelörettli	von quelle heure est il?	Taschenuhr
Fisel	von ficelle	Bohnen (s. Text unten)
Äschpliziere (blitiere)	von éxpliquer	erklären, deutlich sagen
Dischiniere	von déjeuner	frühstücken
Gaschenee	von cache-nez	«Nase verstecken» =Halstuch
Nondeblö	für nom de dieu	«Herrschaft» (in Gottes Namen)

Einige Lehnwörter aus dem Romanischen (nach «Bödellitüütsch», 10)

Tschingel	von cingulum (Gürtel)	Fels- oder Grasband
Furgge	von furca	Übergang, Pass
Alpigle	alpicula	kleine Alp

Gerade Flurnamen sind eine wahre Fundgrube («black box») für alte Lehnwörter.

Raritäten und Spezialitäten

Die Mitautorinnen und Mitautoren waren eingeladen, einige Ausdrücke «ihres» Dialektes mitzuteilen, die wahrscheinlich nur in ihrem Dorf oder Tal vorkommen.

Die Auslese, welche Ausdrücke nun wirklich lokale Unikate sind, war überaus schwierig. Während *e Totz* (Holzklotz), *büetze* (nähen), *Spiegel* (Brille), *chlööne* (jammern), *Grööggel* (kleines Kind), *es Löödli* (kleiner Papiersack), der *Pfifalter* (Schmetterling) und der *Schpänz* (Pullover) nach wie vor weit verbreitet sind, gibt es Wörter, die wegen ihres Originalwertes hier Erwähnung finden sollen, obschon auch diese nur in Ausnahmefällen wirklich nur in einem Dorf vorkommen:

In Habkern ist ein *Hiddox* eine Eidechse (in Beatenberg *Heidox*, auf dem Bödeli *Heidochs*). Der *Näbedgenger* ist der Trauzeuge (er geht nebenan), das genau gleiche Wort konnte ich sonst nicht finden, aber auf Beatenberg ist der *Nahgänder* einer, der zu spät kommt, und im Oberhasli ist der *naagäänder Maanet* der nachfolgende Monat. In Habkern wird auch das alte Wort *Uexe (Uechs)* für Achselhöhle noch gebraucht.

Nicht nur in Sigriswil ist *es Trüech* eine ungehobelte Frau, aber die Frage ist ja immer, ob ein Ausdruck noch «lebt»: auf dem Bödeli habe ich ihn in 60 Jahren nie gehört.

Während das Mutterschwein fast im ganzen Oberland *Färlimoore* oder *Fädlimoore* heisst, spricht man im Oberhasli von *Loosi*. In derselben Region heisst *Sprangen* Funken, ein *Stack* ist ein kastrierter Ziegenbock (wie jenseits der Grossen Scheidegg!), *Tschibelti* sind Kinderfüsschen und *esie* heisst früher, jeweils. Eine reichhaltige Sammlung von «Haslitiitschen» Wörtern findet sich bei 23. In zahlreichen Dörfern heissen Bohnen *Fisel*. Dabei wird vielerorts unterschieden zwischen Stangenbohnen, die man an einer Schnur im Schatten zum Trocknen aufgehängt hat, und Buschbohnen, die man auf dem Bödeli als *Gruppleni* kauernd ernten konnte, in Brienz als *Schnaaggeni* nur kriechend... Den Zuruf *Zägi-Hägi* gibt es nicht nur in Brienz, sondern auch auf dem Beatenberg. Eine *Feuzete* ist eine Regen- oder Schnee-Böe, der *Mittnächtler* ist nicht einer, der (zu) spät nach Hause kommt, sondern ein Fallwind vom Brienzergrat und *e Ziidellen* eine Katze. Wohl einmalig ist der Brienzer-Gruss *Hopp!* (wenn

mehrere Personen gegrüsst werden *Hoppid!*). Ein sehr schöner, alter Ausdruck ist *vergoldgahn*: das Verschwinden der (goldenen) Sonne.

In Bönigen ist der *Znüüniglüssler* ein Schlaumeier, *Zmarodiga* ist, wer in Konkurs geht (marode ist). *Vätterli* ist nicht etwa der Kosenamen für Vater, sondern eine kleine Holzform zur Herstellung von Mutschler-Käse. *Busme* heisst sowohl haushalten wie arbeiten am offenen Feuer, *Chärder* sind Würmer, eine *Chlabüüra* ist eine Ohrfeige. Wenn ein *Truckler neutet*, heisst das, dass ein unbeholfener Langweiler herumdöst. Ein Truckler kann aber auch fleissig *Truckleni* (kleine Holzschachteln) herstellen. Ein Truckler ist zudem ein kleiner, kastenförmiger Holzschlitten mit Eisenringen an den Seitenwänden. Sehr viele Böniger-Ausdrücke finden im Buch «Bödellitüütsch» (10) Erwähnung. In Lauterbrunnen heisst die Sprosse einer Leiter *Leiterenschpränzel* und *peichisch* heisst aufbrausend.

In Grindelwald hat Samuel Brawand ein wahrlich gewaltiges Werk bezüglich Mundart hinterlassen. Er stützt sich nebst intensiven eigenen Forschungen oft auf das grossartige Buch von Emanuel Friedli (11) und auf das Schweizerdeutsche Idiotikon, das heute von jedermann via Internet studiert werden kann. Hier kann nur mit wenigen «Perlen» darauf hingewiesen werden. Der *Traliwatsch* ist ein unbeholfener Mann, *Tuschpi* der Kopf – woher wohl dieser Ausdruck kommt? *En Geis* ist eine gehörnte Ziege, *e Mmutsch* eine Ziege ohne Hörner. Ein *Tschinggi* hat nichts mit der heute unüblichen abwertenden Bezeichnung für Italiener zu tun, es ist eine unverzweigte Pflanze, z.B. Edelweiss, oder einer der Zinken einer Gabel. *E Schlämpa* (nicht zu verwechseln mit Schlampe) ist eine grosse, klaffende Wunde. Schliesslich heisst *e Täch* «der Beste», ein Kerl im guten Sinne... und im Lauterbrunnental sind die «*Täcka*» die Bergdohlen – die besten Flieger.

Mehrere Ausdrücke kommen auch in andern Dörfern vor (z.B. *Traliwatsch* auf dem Beatenberg). In Ringgenberg gibt es einen hübschen Ausdruck für Wasserlösen:
I gan ga züble. Ein *Zübelibrunne* ist (im Gegensatz zum Sodbrunnen) ein Brunnen mit Röhre (Idiotikon). Exakter geht es nicht mehr.

Versuch eines konstruktiven Nachwortes

«Schuster bleib bei deinen Leisten!» Leserinnen und Leser, die von einem Hausarzt erwarten, dass er die unendlich vielen feinen Unterschiede oder Gemeinsamkeiten unserer Dialekte nun analysiert und einordnet, riskieren, dass sich eines Tages ein Sprachwissenschaftler über die zahlreichen Ursachen von Bauchschmerzen äussert.

Das zitierte Sprichwort zeigt im Übrigen sehr schön auf, wie Begriffe, die früher lebendig waren, im Lauf der Zeit zu blossen «Worthülsen» verkommen. Wer weiss heute noch, was Schusterleisten sind? Vor 60 Jahren waren sie bei Matter Hänsi an der Interlakner Marktgasse auf Tablaren schön aufgereiht, all die Holz-Füsse der Zenger, Zurbuchen, Wyss und Blatter. Heute kauft man die Schuhe im Supermarkt, «made in China». Schusterleisten sieht man heute noch in der *Budigg* von Albert Bohren in Grindelwald.

Sprache ist nicht Selbstzweck. Sprache verbindet, ermöglicht den Alltag, eröffnet Perspektiven. Sprache versieht eine soziale Aufgabe, die kaum oder nur mit grössten Schwierigkeiten zu ersetzen ist durch nonverbale Kommunikation und Zeichensprache. Andres Kristol, Professor für Dialektologie an der Universität Neuenburg, meint dazu prägnant (16): «Damit eine Sprache lebendig bleibt, muss sie eine soziale Funktion erfüllen». Noch weiter geht Hans-Peter Schifferle, Chefredaktor des schweizerischen Dialekt-Wörterbuches «Idiotikon»: «Wer seinen Dialekt bewahren möchte, sollte auswandern» (17). Dies tönt zwar sehr pointiert, aber lesen Sie in Internet die Namen der Schweizer-Vereine in Toronto oder Calgary!

In gewohnt engagierter Weise plädiert der Berner Mundart-Schriftsteller Pedro Lenz für ein Nebeneinander von Dialekt und Hochdeutsch: «Hören wir auf, Mundart gegen Hochdeutsch auszuspielen» (18).

Lassen wir Eltern, die ohnehin oft überlastet sind, bewusst mal beiseite. Wahrscheinlich ist ein Hochdeutsch-Obligatorium in der sprachlichen Früherziehung nicht geeignet, das Verständnis der Kleinkinder für den Dialekt der Grosseltern zu fördern. Ob die Grosskinder aber einen Dialekt in ihr Vokabular aufnehmen, ist nicht Angelegenheit des Kindergartens, sondern der sozialen Kontakte mit den Grosseltern. Empfehlenswert sind, wenn immer möglich, regelmässige gemeinsame Tätigkeiten im Haushalt, im Garten, im Stall, in der Werkstatt, im

Wald oder auf Ausflügen – all dies hinterlässt bei den Grosskindern unauslöschliche Eindrücke, oder um ein altes Dialektwort zu brauchen: «*Bhaltis*». Zu diesen Erinnerungen gehört auch die Sprache. Das Vorlesen von geeigneten Dialekt-Texten wird von vielen Kindern richtiggehend «aufgesogen». Wenn der kleine Wildfang Reto von seinem Grosi immer wieder «*dussemaa*» (doucement) hört, wird er das Wort in seinen Wortschatz aufnehmen. Neben der Familie als Kernelement der Dialekt-Bewahrung ist das soziale Umfeld der Kinder entscheidend, ob Reto mit seinen Dialekt-Ausdrücken ankommt oder ins Leere läuft. Freizeitangebote sind geeignet, Mundartausdrücke zu pflegen. Wo immer (z.B. im Sport) die Kinder *obsi* und *nidsi* sagen, setzen sich diese Worte mit der Zeit nachhaltig durch. Kaum näher bringen können wir unsere Mundart der jungen Generation mit Drill oder schulmässigem Lernen. Dies schliesst gelegentliche Korrekturen keineswegs aus (wir sagen *Hung* und nicht Honig, *Beieli* oder *Byieni* und nicht *Bienli*).

Wir dürfen aber die Gründe, die für den Gebrauch von Hochdeutsch im Kindergarten sprechen, nicht unerwähnt lassen. Stellen wir uns vor, was allein der Titel dieser Arbeit (*ufe – abe* u.s.w.) fremdsprachigen Zuzügern für Probleme bereiten kann. Kein Wunder, wenn mir ein aufgeweckter Secondo sagt: «*Ich sprechen gerne dütsch, aber das mit Dialekt ist unmeeglich!*» Es gibt aber durchaus Kinder, die am Erlernen eines Dialekts Freude haben. Die kleine Ivana aus Montenegro erzählt stolz von ihren *drii Geiss, welche Siwwblöemen und Griitzeni vun Empfeln* fressen. Und Nachkommen italienischer Mineure, die zum Bau der Jungfraubahn vor 100 Jahren ins Berner Oberland kamen, sind längst integrierte Bauunternehmer, die den Grindelwalder Dialekt oft besser sprechen als viele «Einheimische», die vor Jahrhunderten ebenfalls eingewandert sind.

Unmissverständlich sei hier festgehalten, dass unsere Dialekte im Verhältnis zur hochdeutschen Sprache keinesfalls «Fremdsprachen» sind. Die alemannischen Sprachen (unsere Dialekte) haben die gleiche Wurzel wie die hochdeutsche Schriftsprache!

Ohne Zweifel spielt der «Stammtisch» bei der Pflege der Mundart eine wichtige Rolle. Hier treffen sich Einheimische verschiedener Berufe zum «Feierabendbier», um über Sorgen und Nöte, Gerüchte und Politik zu diskutieren. Fachausdrücke aus Handwerk und Landwirtschaft, Flurnamen sowie Bei- oder

Annamen von Einheimischen machen ein solches Gespräch für nicht eingeweihte Zuhörer am Nebentisch völlig unverständlich. Die Beinamen waren in einem Dorf, wo bestimmte Familiennamen sehr häufig vorkommen, zur Identifikation einer Person unerlässlich. Dabei ist interessant, dass «*Schmiedhänsel*» gar nicht Schmied heissen muss, aber seine Vorfahren von Beruf Schmied waren. In Nessental heissen von 45 im Telefonbuch vermerkten Adressaten 17 *Kehrli* oder von *Weissenfluh*! Identifikation über den Namen machte Ärger mit Hausnummern oder gar mit dem Daten- und Persönlichkeitsschutz überflüssig. Im Jahr 1826 lebten in Gsteigwiler 316 Menschen, 303 hörten auf den Namen *Balmer, Feuz, Häsler, Knecht, Schlegel* oder *Thöni*. Ende des 20. Jahrhunderts trug noch gerade ein Viertel der Bevölkerung einen der sechs Burger-Namen (Häsler, 19). Als Beispiel seien hier einige Beinamen aus Bönigen erwähnt (U. Seiler). So etwa nach Beruf, Wohnquartier/Flurnamen, körperlicher Erscheinung: *Chappeller, Üelli, Chänneler, Seeuoltsch, Schniiderhöisi, Lengheus, Truckler, Tischmacher* usw. Aber auch aufgrund früherer Söldnerdienste: *Husaar, Pfyffer, Prüüss, Schpaniol, Tambuur, Schaggoo*. Im Gegensatz zu diesen Beinamen sind die «*Aaschnaagge*» (despektierliche Beinamen) in der Regel abwertend: *Schnäbeller, Chöchelhitti, Huuscheltütschi, Nachthouri*; es wird auf Details verzichtet. Lesen Sie auch «*Wär ischt wär?*» von Brauwends-Uellis-Hanse-Sämis-Sämi (15).

Nichtortsansässige, die Texte in Dialektsprache geniessen wollen, müssen sich in der Regel zuerst «einlesen». Nebst den bereits erwähnten Büchern seien auch 20 und 21 empfohlen. Es lohnt sich, die Texte laut zu lesen! Für Zuwanderer aus Deutschland, die ein minimales «*Gspüri*» für Sprachen haben, ist die Lektüre von Meyers «*Homer Bärndütsch Odyssee*» (22) eine ausgezeichnete Möglichkeit Bärndütsch zu lernen. «*Bärndütsch isch Chärndütsch*»! (Otto von Greyerz)

Der Konflikt «Muttersprache» und Mundartsprache stellt sich kaum, wenn die Mutter so spricht wie in Kindergarten und Schule gesprochen wird (z.B. *Brienser-Tiitsch*). Der Sprachkonflikt für die Kinder beginnt, sobald entweder die Mutter oder die Lehrerin (bei allen Qualitäten!) einen andern Dialekt oder Hochdeutsch spricht. In dieser Situation eine Mundart konsequent zu pflegen, ist für die Kinder praktisch nicht möglich.

Aufenthalte in fremden Ländern und der weltweite Tourismus lassen sich aus unserem Leben nicht mehr wegdenken. Die Durchmischung der Bevölkerung findet heute nicht mehr zwischen Dörfern, sondern zwischen Kontinenten statt.

Wie bereits eingangs erwähnt, ist es in einer Arbeit dieses Umfangs höchstens möglich, einen Einblick in die Vielfalt unserer Mundsprachen-Welt zu geben, «*gluschtig*» zu machen für mehr. Allein die Richtung, aus der wir kommen oder in die wir gehen, würde im Berner Oberland ein Bändchen füllen! Der Meiringer, der nach Gadmen will, geht *desdirinhi*, wenn er aber *desderüüs* geht, will er über den Brünig. Im Hasli gibt es 36 Richtungsbezeichnungen (23, 24). Der Böniger geht nach Matten oder Wilderswil *uber*, nach Unterseen *uusi* und wenn «*är ds des uber geid*» (ohne Ortsangabe!), geht er immer nach Interlaken. In Gsteigwiler gibt es allein für «hinüber» vier Ausdrücke (*uberhi*, *anhi, dasdemuber* und *dasemanhi*).

Die ältere Generation hat die Möglichkeit, Dialekt und althergebrachte Ausdrücke in der Familie, unter Gleichgesinnten in Verein und Politik, in Mundarterzählungen und in Wörterbüchern zur Verfügung zu stellen. Ob die nachfolgenden Generationen von diesem Angebot Gebrauch machen, ist in erster Linie eine Frage sozialer Strukturen und Gewohnheiten. Wo nach dem Abendessen (*Znacht*) am Tisch noch etwas über «Gott und die Welt» diskutiert wird, sind die Chancen gross, dass ein Dialekt auch von der «jungen» Generation übernommen wird. Wo sich alle baldmöglichst in ihr Zimmer, vor die Glotze oder mit Kopfhörern in eine Ecke verziehen, haben Mundart und Ausdrücke der Grosseltern kaum eine Chance, denn sie fallen uns nicht in den Schoss, sie müssen im sozialen Kontext aktiv erworben werden.

Literaturverzeichnis

1. Von Greyerz O., Bietenhard R.: «Berndeutsches Wörterbuch» Verlag Francke Bern, 1981
2. Michel H.: «Rund um den Schwarzmönch» Verlag Schlaefli Interlaken
3. Michel H.: «Ein Kratten voll Lauterbrunner-Sagen» Verlag Schlaefli Interlaken
4. Christen H., Glaser E., Friedli M. (Hrsg.):«Kleiner Sprachatlas der deutschen Schweiz» Verlag Huber Frauenfeld 2010

5. Sooder M., Dauwalder H.: «Zelleni us em Haslital» Verlag Brügger Meiringen 1984
6. Schild H., Boss W.: «Brienzerdeutsches Wörterbuch» Brienz 2006
7. Häsler H.: «Vo Lliebi u Trüwwi» Verlag Schlaefli Interlaken 2004
8. Häsler H.: «Der Franzos» Verlag Schläfli Interlaken
9. Brawand S.: «Nah Fyraben» Verlag Heimatvereinigung Grindelwald 1982
10. Ritschard G., Zwahlen H., Grossniklaus H.U., Stähli H., Michel O., Rychen H.: «Bödellitüütsch»1983
11. Friedli E.: «Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums» Bd. Grindelwald. Verlag Francke 1980
12. Buchmüller G.: «St. Beatenberg – Geschichte einer Berggemeinde» Verlag K.J.Wyss, Bern 1914
13. Sommer H.: «Volk und Dichtung des Berner Oberlandes» Verlag Francke Bern 1976
14. Brawand S.: «Weischt was d seischd?» Verlag Heimatvereinigung Grindelwald 1988
15. Brawand S.: «Du schöne Welt hab Dank» Verlag Heimatvereinigung Grindelwald 2001
16. Der BUND 26.4.2011
17. NZZ am Sonntag 22.5.2011
18. NZZ am Sonntag 8.5.2011
19. Häsler H.: «Gsteigwiler – Bilder einen kleinen Gemeinde» Verlag Schlaefli Interlaken 1995
20. Wyss P.: «mi bruucht nid vil» Verlag Zytglogge Oberhofen 2009
21. Jundt A.: «im Stächelbärg» Verlag Zytglogge Oberhofen 2009
22. Meyer A.: «Homer Bärndütsch Odyssee» Verlag Francke Bern 1988
23. Dauwalder H.: «Haslitiitsch Kurzgrammatik» Verlag gemeinnütziger Verein Meiringen 1992
24. Dauwalder H.: «Haslitiitsch» in Bietenhard R. «Oberländer Mundarten» Verlag Krebser Thun 1991

Heini Hofmann

Hohe Zeit – Hochzeit – höchste Zeit

Amüsantes über Heiratsbräuche rund um Thuner- und Brienzersee

So wie Geburt, Taufe und Tod, so gehört die Hochzeit zum Rhythmus des Daseins. Ein Markstein am Lebensweg. Ein kulturelles, ein religiöses Ereignis voller Tradition und Symbolik, dessen äussere Formen sich zwar wandeln, dessen tieferer Sinn den Menschen jedoch heilig ist. Dennoch rankt sich allerlei Lustiges rund ums Heiraten.

Ob heiraten oder ledig bleiben bis in den Tod, entscheiden müssen sich alle, so oder so. «Heirate oder heirate nicht, du wirst beides bereuen», das war die Philosophie des Griechen Sokrates. Und Shakespeare rutschte es gar unzimperlich aus der Feder: «Gut gehenkt ist besser als schlecht verheiratet». Die Ehe, der Bund fürs Leben mit den drei magischen Buchstaben, die in jedem dritten Kreuzworträtsel auftauchen, hat schon manchen zum Nachdenken veranlasst.

Ja, ich will!

Oh du gute, alte Zeit!

Das hat zu unzähligen Bonmots und geflügelten Worten geführt: «Verlobt ist noch nicht verheiratet»; «Heiraten ist kein Pferdekauf»; «Was dem Herzen gefällt, das suchen die Augen»; «Wer aus Liebe heiratet, hat gute Nächte und üble Tage»; «Gezwungene Ehe – des Herzens Wehe»; «Heiraten ist leicht, haushalten schwer». Ein ganz Vorsichtiger meinte: «Ehen werden im Himmel geschlossen». Und bestimmt kann nur ein eingefleischter Junggeselle herausgefunden haben: «Heiraten ist gut; aber nicht heiraten ist besser»; denn auf einer alten Lebkuchenherz-Form steht ja geschrieben: «Mensch, sei helle, bleibe Junggeselle!».

Nostalgiespalier

Sei es, wie es wolle: Früher waren die Sitten und Bräuche auch rund um die Hochzeit (symbolisch «Hohe Zeit» genannt) noch viel gestrenger. Das begann schon mit der Verlobung. Jawohl, da herrschte noch Zucht und Ordnung. Man siezte die Eltern und verküsste sich selbstverständlich nicht öffentlich auf der Strasse. Nicht auszudenken, wenn die gute Frau Urgrossmama heute zusehen müsste, wie junge Leute in aller Öffentlichkeit knutschen. Das war zu ihrer Zeit noch anders: Verliebten, Verlobten und sogar jungen Ehepaaren war es untersagt, andere Leute durch den Anblick ihrer Zärtlichkeiten zu belästigen.

Modern times

Als noch erobert wurde

Früher liessen sich Frauen wie Festungen erobern. Sie wollten umkämpft und besungen werden. Belege dafür braucht man nicht in den lyrischen Weisen der provenzalischen Troubadours und nordfranzösischen Trouvères zu suchen. Auch die edlen Lieder der mittelalterlichen Minnesänger künden davon, und einer der bekannteren ist Heinrich III., Freiherr von Strättligen. Doch nicht nur Edelleute und Ritter waren ihren Angebeteten gegenüber nobel und mutig.

Manch einfacher Sennenbub hat in den Bergen sein Leben verloren, weil er seinem Mädchen in steiler Felswand verwegen ein Edelweiss zu pflücken versuchte, wie dies – in der Blausee-Sage – Wandfluh Christian für sein Elsig Mädeli zu tun versuchte und dabei zu Tode kam. Heute geht das alles viel einfacher. Die Blumen bestellt man im Laden, die Musik schenkt man auf Tonträger.

Die Zeiten der mutigen Liebe und der verwegenen Eroberungen sind vorbei. Man geht nicht mehr auf Brautschau, auf die «Gschaui», «z Chilt», «z Liecht» oder «z Stubete». Das ist kein Abenteuer mehr wie einst der Kiltgang zu Gotthelfs Zeiten. Wenn damals ein Bursche ein Mädchen «karessierte», das heisst mit ihm «karisierte» (vom französischen «caresser» – liebkosen), marschierte er oft Samstag für Samstag kilometerweit in ein Nachbardorf; denn da gab es noch kein Mofa.

Mist und Gülle

Der Kiltgang von einst war nichts für Angsthasen und Waschlappen. Die Dorfburschenschaften, ortsgebundene Organisationen der ledigen Burschen, sozusagen eine lokale Sittenpolizei, bewachten diskret aber argwöhnisch das ledige Weibervolk. Ging einer von ihnen «z Chilt», dann war das geduldet. Doch wehe, wenn sich ein Fremder an ein flügge gewordenes Mädchen im Dorf heranmachte. Das musste ein zäher Kerl sein, wollte er zum Ziel kommen, und er durfte sich weder vor einem «Hosenlupf» noch vor einer «Dreschete» fürchten.

Hatte er dieses «Eintrittsgeld» ins fremde Revier mit zwei blauen Augen oder mit einer Dusche Mist und Gülle bezahlt, erwartete ihn unter dem Fenster der Geliebten der böse Kettenhund, der mit seinem Gekläff das ganze Haus weckte, so dass des Töchterchens Vater mit der Mistgabel und die Mutter mit

dem Wallholz angerannt kamen. Und wenn es ganz schief lief, stürzte der Kilter dann auch noch die erkletterte Fassade hinunter und brach sich die Knochen. Wie bequem hat man es doch vergleichsweise heute: Man arrangiert ein Date per Handy...

Aberglaube

Vielleicht gäbe es weniger Unglück, Tränen und Ehescheidungen, wenn heutige Brautpaare sich wieder an jene alte Weisheit erinnern würden, bei der Trauung vor dem Altar ganz eng zusammenstehen; denn so kann der Teufel nicht dazwischen und später kein Unheil anrichten! Nach der Trauung musste der Bräutigam einst seiner Anvertrauten rasch auf den Fuss treten, um sich das Regiment in der eben begonnenen Gemeinschaft zu sichern. Das sollte sich heute einer getrauen!

Der Schornsteinfeger...

...wie auch das Schweinchen bringen Glück!

Einst wäre es auch keiner Braut eingefallen, das Hochzeitskleid selber zu nähen, und keinem Bräutigam, die Braut persönlich zur Kirche zu fahren; denn beides bedeutete Unglück. Wenn beim Verlassen der Kirche der Wind von Osten wehte, besagte dies, dass der Mann zuerst werde sterben müssen, bei Westwind die Frau. Regen am Hochzeitstag dagegen sollte dem Brautpaar sicheren Nachwuchs verheissen.

Konnte sich die Braut ihre Hochzeitsschuhe aus gesammelten Münzen kaufen, so bewies das ihre Sparsamkeit. Und apropos Brautschleier: Dieser soll aus jener Epoche stammen, da es noch Brautraub gab, das heisst zu Zeiten grossen Männerüberschusses. Um der entführten Braut die Orientierung zu nehmen, wurde ihr das Gesicht verschleiert. Nun, heutzutage sind sie ja ohnehin etwas suspekt, die Gesichtsverhüllungen...

Polterabend

Trotz der Nüchternheit der modernen Zeit blieb rund um die Hochzeit doch auch ein wenig spassiger Aberglaube bis heute erhalten. Zum Beispiel der Polterabend, sozusagen die Ouvertüre zur Hochzeitsoper, die letzte Galgenfrist fröhlicher Ausgelassenheit für den Bräutigam. Der Lärm explodierender Knallkörper und das Klirren zerschlagenen Geschirrs sollte einstmals die Geister vertreiben; heute bringen die Scherben ganz einfach Glück.

Geheiratet wurde selbstverständlich nicht zu einem beliebigen Termin; doch die bevorzugte Jahreszeit für Eheschliessungen war nicht immer dieselbe. Im Februar und Mai vermied man Ehebündnisse, weil sie Unglück mit sich brächten. Da Hochzeitsfeierlichkeiten des Öfteren mehr feucht denn fröhlich endeten, wurde mancherorts verboten, am Sonntag zu heiraten. Da der Mittwoch verpönt war und der Freitag als «Unglückstag» galt, blieben nur Montag, Dienstag und Donnerstag.

Liebe, Liebelei

Was ist Liebe, die über Liebelei hinaus zur Hochzeit führt? Eine Volksweisheit spottet: «Die Liebe ist das Licht des Lebens, die Ehe ist die Lichtrechnung». So einfach geht das wohl nicht! Da kommt Goethe, erfahren auf diesem Gebiet, der Sache schon näher: «Liebe will ich liebend loben, jede Form, sie kommt von oben». Und Schiller schwärmt: «Oh! Dass sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe».

Bauernhochzeit

Doch Liebe und Liebelei sind nicht einerlei. So verlangte dereinst ein Kiltgänger an einem Samstag, wie üblich, bei seinem Mädchen Einlass. Doch dieses flüsterte ihm, ganz ungewohnt, durch die halbverschlossenen Jalousieläden zu, heut Abend sei nichts zu wollen, sie habe «keis Eel meh». Sie meinte damit, dass sie kein Lampenöl mehr habe und deshalb nicht öffne, weil sie kein Licht machen könne.

Der Kilter hörte nicht genau hin und verstand statt «Eel» das Wort «Seel» und meinte dann treuherzig, dass ihm das nichts ausmache: «We du o kei Seel meh hesch, de hesch ömel immer no dii Poschtur!» Der Körper war ihm, zumindest für den Moment, wichtiger als die Seele. Modern ausgedrückt: Sex statt Liebe. Alles schon dagewesen...

Ungiftige Mitgift

Die Aussteuer war früher so etwas wie eine Zugabe zur Braut. Je reicher der Vater, desto grösser die Mitgift, aber nicht unbedingt desto schöner die Braut. Es soll auch vorgekommen sein, dass es der Braut einziger Fehler war, vermögend zu sein... Dafür soll sie dann gesungen haben (sofern sie überhaupt singen konnte): «Es Burebüebli mahn-i nid, das gseht me mir wohl a; 's mues eine si gar hübsch und fyn, darf keini Fähler ha». Mitgift hat natürlich nichts mit Gift zu tun, sondern stammt vom Wort «geben».

Die Mitgabe oder Aussteuer wurde früher kurz vor der Hochzeit auf schwer bepacktem Wagen feierlich in den neuen Hausstand überführt: ein Kanapee, Tisch und Stühle, ein betriebsbereites Spinnrad, eine Truhe voll Selbstgewobenes, eine fertig eingerichtete Kinderwiege und natürlich das «zweimenschige» Bett, auf dessen Stirnseite beider Namen aufgemalt waren. Oft trottete hinter dem Mitgift-Wagen noch eine währschafte Milchkuh einher.

Schleier und Kranz

Früher galt: «Für die kirchliche Feier eignet sich das zarte Weiss schon deshalb am besten zum Brautanzug, weil es das Sinnbild für Unschuld und Demut ist». Betrachtet man die heutigen, oft farbenfrohen, unkonventionellen Hochzeitskleider, dann gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder haben sich die Sitten geändert – oder die Demut ist hin... Damals galten äussere Formen noch etwas: «Reich herabfliessende Falten und eine lange Schleppe heben die Gestalt der Braut am Angemessensten und verleihen ihr ein edles Aussehen». Schmuck

wurde durch Myrtenzweiglein und Knospen ersetzt; das wirkte natürlicher, war sozusagen biologischer Brautschmuck.

Auch für die Hochzeitsgäste gab es Regeln: Die Herren waren mit Frack und Zylinder gut beraten, für ältere Damen geziemten sich Seidenkleider mit Schleppe, und nur den jüngeren waren duftige Ballroben gestattet; doch «vergesse man nicht, dass jene Art, bei der die Taille nur ein Gedanke, die Ärmel aber überhaupt nicht vorhanden, schon im Ballsaale guter Sitte Hohn spricht, in der Kirche aber einfach unzulässig ist».

Weniger Etikette

Heute sind die Sitten lockerer. Zwar ist das klassische Brautkleid lang und weiss geblieben, doch die Schleier haben sich gelüftet; Cut, Frack und Zylinder sieht man kaum mehr. Dafür mögen es manche bunt, nicht nur punkto Farben. Der Rahmen der Hochzeitsfeiern ist grosszügiger geworden. Jedes Pärchen heiratet nach seinem Gutdünken, mal vornehm-elegant, mal bodenständig-nostalgisch oder exklusiv-extravagant.

Hauptprobe

Schiff ahoi!

Kann sein, dass gelegentlich auch nicht mehr viel Zeit zum Überlegen und Vorbereiten bleibt, dann nämlich, wenn statt «hohe Zeit» schon «höchste Zeit» geworden ist… Doch selbst das wird heute, wenn überhaupt noch geheiratet wird, nicht mehr allzu ernst genommen, ganz abgesehen davon, dass rund die Hälfte der geschlossenen Ehen wieder in die Brüche gehen. Vielleicht sollte man die guten alten Bräuche wieder vermehrt aufleben lassen!

Nichts zu meckern!

Jubel-Kalendarium

21 Hochzeiten in 70 Jahren!

Wer glaubt, nach der Hochzeit würde es langweilig, der täuscht sich. Wenn einem Brautpaar das Leben dazu beschieden ist, dann kann es ganze 21 Feste feiern. Die Hochzeit wird zur endlosen «Hohen Zeit» – beinahe an sich ein Grund zum Heiraten… Dieser Hochzeits-Kalender sieht so aus:

Heirat	=	Grüne Hochzeit
nach 1 Jahr	=	Papierene oder Baumwollene Hochzeit
nach 3 Jahren	=	Lederne Hochzeit
nach 5 Jahren	=	Hölzerne Hochzeit
nach 6½ Jahren	=	Zinnerne Hochzeit
im verflixten 7. Jahr	=	Kupferne Hochzeit
nach 8 Jahren	=	Blecherne Hochzeit
nach 10 Jahren	=	Rosen-Hochzeit
nach 12½ Jahren	=	Nickel- oder Petersilien-Hochzeit
nach 15 Jahren	=	Gläserne oder Kristallene Hochzeit
nach 20 Jahren	=	Porzellan-Hochzeit
nach 25 Jahren	=	Silberne Hochzeit
nach 30 Jahren	=	Perlen-Hochzeit
nach 35 Jahren	=	Leinwand-Hochzeit
nach 37½ Jahren	=	Aluminium-Hochzeit
nach 40 Jahren	=	Rubin-Hochzeit
nach 50 Jahren	=	Goldene Hochzeit
nach 60 Jahren	=	Diamantene Hochzeit
nach 65 Jahren	=	Eiserne Hochzeit
nach 67½ Jahren	=	Steinerne Hochzeit
nach 70 Jahren	=	Gnaden-Hochzeit

Kurz: «Die gute Ehe ist ein ewiger Brautstand!»

Fotos: Fritz Wittwer

Verfasserinnen und Verfasser der Beiträge 2011

Heini Hofmann
Zootierarzt und freier Wissenschaftspublizist; Jona

Benedikt Horn, Professor, Dr.
Hausarzt i.R., 25 Jahre Lehrbeauftragter für Allgemeinmedizin an der Uni Bern. Verheiratet, vier erwachsene Kinder, zahlreiche Hobbies: Musik, Theater, Schreiben, Wandern, Natur, Haus und Garten; Interlaken

Sibylle Hunziker
Studium an der Universität Bern: Geschichte und Allgemeine Sprachwissenschaft, freie Journalistin; Wilderswil

Martin Jutzeler
Seminar Spiez, dann acht Jahre Tätigkeit als Primarlehrer, Lehre als Landwirt mit eidgenössischem Fähigkeitsausweis, Hochschule für Landwirtschaft Zollikofen, Ausbildung zum Agro-Ing. HTL. Seit 1991 Berater am Inforama Kanton Bern; Erlenbach

Claudia Schatzmann
Jahrgang 1967, aufgewachsen im Mittelland, in Rothrist. Gärtnerlehre, landwirtschaftliches Praktikum und 10 Winter als Skilehrerin in Engelberg OW und Nendaz VS. Danach berufsbegleitend die Matura, danach Studium an der ETHZ Umweltnaturwissenschaften und ist Umweltnaturwissenschaftlerin ETH. Zum Ausgleich Spaziergänge mit dem Hund und Klettern. Nach Studienabschluss und Heirat Wechsel ins Berner Oberland. Arbeit dort seit 2004 als Landschaftsberaterin bei der Regionalkonferenz Oberland-Ost; Iseltwald

Adolf Urweider
1940 in Meiringen geboren, Ausbildung zum Ingenieur HTL Tiefbau, 1964 – 1970 Vermesser für Archäologie in Israel, 1971/72 Kunstakademie Wien, Bildhauerei, seit 1972 freischaffender Bildhauer, Landschaftsmaler, seit 2000 Mitglied der Kommission Landschaft Regionalkonferenz Oberland-Ost; Hasliberg

Das Redaktionsteam 2011

Gisela Straub
Aufgewachsen in Hannover, Studien der Rechtswissenschaft und Rhetorik in Göttingen und Bern, Juristin und Essayistin, langjähriges Vorstandsmitglied von Pro Natura Berner Oberland.
Sandstrasse 21 F, 3860 Meiringen, Telefon 033 971 39 13
E-Mail: g.straub@gmx.ch

Ernest Wälti
Ehem. Schulleiter an der Schule für Gestaltung Bern + Biel (früher Kunstgewerbeschule der Stadt Bern), Dozent am Schweizerischen Institut für Berufspädagogik Zollikofen und an der Technikerschule für die Druckindustrie Bern.
Seestrasse 48, 3806 Bönigen, Telefon/Fax 033 822 35 49
www.ernestwaelti.com

BAUT
HILFT
BERÄT
BEURTEILT
BEANSTANDET
WACHT
ERMAHNT
BEGUTACHTET
SCHÜTZT
BEZAHLT
VERBINDET
BEREICHERT
VERNETZT
BELEHRT
TAXIERT
GEWINNT
HANDELT

Neue Mitglieder 2011

Thomas Abt, Landwirtschaft und Wald, Abteilung Wald, Centralstrasse 33, 6210 Sursee
Berner Heimatschutz, Regionalgruppe Interlaken-Oberhasli, 3800 Interlaken
Therese Buri, Oberfeldweg 25, 3706 Leissigen
Peter Fiechter, Underi Gasse 6, 3707 Därligen
Mariann Geiger, Funkstrasse 124, 3084 Wabern
Gemeinnütziger Frauenverein, 3800 Interlaken
Bruno Gsteiger, Hoeheweg 12, 3700 Spiez
HHO-Tourismus, Staatsstrasse 18, 3652 Hilterfingen
Han Kruysse, Rotebach, 3635 Uebeschi
Netzwerk Bielersee, Postfach, 2501 Biel
Reto und Marlene Stähli-Gauch, Distelweg 4, 3604 Thun
Gerhard Zumstein, Postfach 49, 3706 Leissigen

Mitgliederbestand	**2010**	**2011**
Gemeinden	19	19
Korporationen & Gesellschaften	69	75
Mitglieder mit Jahresbeitrag	416	397
Mitglieder mit einmaligem Beitrag	1	2
Total	**504**	**493**

Der UTB dankt

den Sponsoren der Produktionskosten für das Jahrbuch 2011

- Interlaken Tourismus, Höheweg 37, 3800 Interlaken; www.interlaken.ch
- Bank EKI, Rosenstrasse 1, 3800 Interlaken; www.bankeki.ch
- Berner Kantonalbank, Höheweg 35, 3800 Interlaken; www.bekb.ch
- Raiffeisenbank Jungfrau, Beim Ostbahnhof, 3800 Interlaken; www.raiffeisen.ch/jungfrau
- Die Mobiliar, Generalagentur Interlaken-Oberhasli, Spielhölzli 1, 3800 Unterseen; www.mobi.ch
- Golfclub Interlaken-Unterseen, Postfach 110, 3800 Interlaken; www.interlakengolf.ch
- Wellness- und Spa-Hotel Beatus, Seestrasse 300, 3658 Merligen, www.beatus.ch
- Thomann Druck AG, Gewerbezone Nord, Museumsstrasse 23, 3855 Brienz; www.thomann-druck.ch
- Prof. Dr. Max und Vreni Engeli-Straub, Langnau a.A.

Dank gebührt im Weiteren

der Gemeindeschreiberei Niederried, Haupstrasse 19, 3853 Niederried, gemeinde@niederried-be.ch für das kostenfreie Zurverfügungstellen eines Kartenausschnittes (Niederried)

der Schweizerischen Orchideenstiftung SWISS ORCHID FOUNDATION at the Herbarium Jany Renz, Herausgeberin der Zeitschrift «Renziana», Schönbeinstrasse 6, 4056 Basel, orchid@unibas.ch für das Zurverfügungstellen der Fotos im Beitrag über die Orchideen

der Volkswirtschaftsdirektion des Kantons Bern, Amt für Landwirtschaft und Natur LANAT, Abteilung Direktzahlungen, Herrengasse 1, 3011 Bern, info.lanat@vol.be.ch für das kostenfreie Zurverfügungstellen eines Kartenausschnittes (Einigen)

der BBO Bank Brienz Oberhasli AG, Hauptstrasse 15, 3855 Brienz, info@bbobank.ch, für eine Spende zur Finanzierung der CD von Alexandre Dubach

der Raiffeisenbank Region Haslital-Brienz Genossenschaft, Hauptstrasse 1, 3860 Meiringen, haslital-brienz@raiffeisen.ch für eine Spende zur Finanzierung der CD von Alexandre Dubach

Herrn Dr. Rudolf Straub für eine Spende zur Finanzierung der CD von Alexandre Dubach

Zu den weiteren Beiträgen

Wie in der Vergangenheit befasste sich das Redaktionsteam auch in diesem Jahr wieder mit einem Hauptthema, nämlich mit dem grossen Komplex Landschaft/Landwirtschaft. Veranschaulicht wird dieses Spannungsverhältnis zwischen Nutzen und Schutz unter anderem konkret anhand von vier Landwirtschaftsbetrieben zwischen Brienz und Spiez.

Lassen Sie sich auch von wundersamen Orchideen begeistern – und geniessen Sie die Textbeispiele einiger ausgewählter Dialekte unserer Region.

Nachdem wir in den letzten Jahrbüchern zum Thema Bildende Kunst verschiedene Experten vorgestellt haben, präsentieren wir Ihnen in diesem Jahr einen international bekannten Musiker aus Thun. Erfreuen Sie sich beim Abspielen der beiliegenden, eigens für den UTB produzierten CD, und lassen sie sich in ungeahnte Klangwelten entführen und von der Virtuosität verzaubern.